

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires
Herausgeber: Empirische Kulturwissenschaft Schweiz
Band: 116 (2020)
Heft: 1

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen Comptes rendus de livres

Ballenberg (Hg.): Ballenberg. Sichtweisen auf das Freilichtmuseum der Schweiz.

Bern: Haupt, 2019, 197 S., Ill.

«Aus der Schweiz einen Ballenberg machen»: Längst ist «der Ballenberg» – nicht nur in Vorwürfen von Heimatschutzkritikern – zum festen Begriff geworden. Der vorliegende Band gibt davon vielfältig Zeugnis. Denn der Ballenberg ist Symbol und Marke, ist – neben seiner Attraktivität für Touristen – Kompetenz- und Kurszentrum, «Inspirationsquelle» (S. 119), «Kulisse» (S. 162), «eine Art Bildarchiv» (S. 68), ein Gedächtnis- und Lernort. 1968 als Stiftung begründet und 1978 mit 16 Objekten eröffnet, konnte er im Rahmen des «Europäischen Kulturjahres» 2018 mit inzwischen 109 Gebäuden sein 40- und 50-Jahre-Jubiläum feiern.

Ein «Jubiläumsband» im traditionellen Sinne ist das 2019 vorgelegte Buch jedoch keineswegs. Keine chronikalisch-encyklopädische Aneinanderreihung von Gruss- und Festreden, Museumsgeschichte, Objekt- und Hausgeschichten. Das Konzept dieses schönen und vorbildlichen Buches ist innovativ und klug. Es verfolgt – Königsdisziplin aller Museumsarbeit! – das Prinzip der Selektion und Reduktion: Es

wagt einen lebendigen Dialog mit dem Museum, der auf drei Ebenen stattfindet. Den Auftakt bildet – unverzichtbar – ein kurzer einleitender Teil mit dem Vorwort des Stiftungsratspräsidenten Peter Flück und einer thematischen Einführung unter dem Titel «Kulturerbe ist lebendige Auseinandersetzung», verfasst vom Führungsteam des Museums, Beatrice Tobler als Leiterin Wissenschaft und Peter Kohler als Betriebsdirektor (S. 7–13).

Darauf folgen jene drei Ebenen, in denen Gegenwart, Rückblicke und Ausblicke sich bündeln. Zuerst, als Revue der Honneurs, die «Ansprachen zum Jubiläum» (Peter Flück, Bundesrat Johann Schneider-Ammann, Staatsrätin Monika Maire-Hefti, Regierungsrätin Beatrice Simon und der Schauspieler Hanspeter Müller-Drossaart, S. 15–30). Dann, in einem zweiten, gewichtigeren Teil ganz unterschiedliche «Sichtweisen auf das Freilichtmuseum der Schweiz»; und in einem dritten Teil schliesslich geht es um «Auseinandersetzungen im Jubiläumsjahr».

Der Ballenberg-Jubiläums-Fokus liegt klar im Jetzt, sichtbar im präpositionalen «Zum, Auf, Im». Alle Beiträge sind Spiegel, «entstanden während des Jubiläumsjahres

(nicht als) Ehrerweisung an Vergangenes, sondern als spannende Auseinandersetzung in der Gegenwart (und) verheissungsvolle Positionierung für die Zukunft». Was der Klappentext so preist, war in der Tat Programm: Unter dem Motto «Kultur teilen» lud das Museum während der Saison 2018 «Herkunftsgemeinden, Architekten, Bauernhausforscher und Wissenschaftlerinnen ein, sich mit dem Ballenberg zu beschäftigen. Aus diesen bunt gemischten wissenschaftlichen, künstlerischen (und handwerklichen!) Auseinandersetzungen entstanden Positionen, Happenings, Bilder und Geschichten.» Dieses Versprechen wird im Buch eindrucksvoll eingelöst, ohne dass die nötigen Informationen zur Geschichte, Konzeption und Problematik des Ballenbergs vernachlässigt würden.

Das Spektrum der Beiträge umfasst im weitesten Sinne (wenn auch in unterschiedlicher Tiefe) alle wichtigen Freilichtmuseumsthemen: Museumsgebäude, ihre Herkunft und Translozierung; Pflanzen und Tiere im Museum; Ausstattung der Häuser und «Hausthemen», Vorführungen und «Erlebnisqualitäten» – etwa Gerüche und Geräusche, wie sie Annette Marti («Dem Ballenberg-Klang auf der Spur», S. 121–125) und Marie-Anne Lerjen («Das Klappern der Zoggeli». Vom Gehen durch Zeit und Raum», S. 127–131) eindrucksvoll behandeln. Übergreifende Themen zu Ökologie, Kontext und Aufgaben eines Freilichtmuseums behandeln den Wandel der Kulturlandschaft, Planung und Zersiedelung der Landschaft sowie Biodiversität.

Von der «Autoren-Diversität» leben (fast) alle Beiträge der insgesamt 19 Autoren und Autorinnen. Die Texte, meist in Ich-Form verfasst, sind authentische Essays, die Schreibenden alle neugierig, engagiert – und stets erkennbar als fragende und «forschende Subjekte». Mein Favorit ist der Beitrag von Gion A. Caminada mit dem zunächst wenig verheissungsvollen Titel «Das Verwaltungsgebäude auf dem Ballen-

berg» (S. 67–75), das von ihm geplant und 2010 bezogen wurde. Der aus Vrin (GR) stammende Caminada, Professor für Architektur und Entwurf an der ETH Zürich, reflektiert in seinem Essay sehr kritisch seine Annäherung: «zuerst etwas verwirrt», irritiert von einer «vorästhetischen Zeit», die langsam zu sprechen beginnt. Die Bauten haben «etwas Gemeinsames [...]». Jedes Objekt versucht unsere Aufmerksamkeit zu erregen und uns zu fesseln» (S. 67 f.). Sie haben eine «Botschaft», «haben uns etwas zu sagen», es entsteht «ein Gefühl von Zeitlosigkeit» (S. 67 f.). Sein Neubau kann daher nur Antithese sein in Material («regionales Fichtenholz») und Konstruktion («Säulen, nicht Stützen»), um der «Spur der Hand in den Fassaden» (S. 72 f.) zu folgen. Caminadas «Lernen vom Ballenberg [...] ist eine Architektur der Beziehung», entstanden «durch die Nähe des Menschen zu den Dingen» (S. 74). Sie sind, «über ihre materielle Eigenart hinaus, eingebunden in Bedeutungen, Emotionen und Ereignisse» (S. 74).

Ähnlich «versteckt» hinter seinem Titel, *Im Prättigauer Gangwärb über den Ballenberg*, ist die besondere Qualität des Beitrags von Köbi Gantenbein (S. 77–85). Er wandert über den Ballenberg mit dem Landschaftsschützer Hans Weiss, dessen Vater Richard Weiss «als Pionier Häuser, Siedlungen, Landschaften, Lebens- und Arbeitsformen der ländlichen Schweiz» erforschte. 1962 starb Weiss 55-jährig in den Bergen. Seit 1946 hatte er in Zürich den Lehrstuhl für Volkskunde aufgebaut. Was hätte Richard Weiss, so die Frage der beiden «Gangwärcher», zum 1963 bewilligten zentralen Freilichtmuseum der Schweiz «beigetragen? Was zum Ballenberg heute gesagt?» (S. 77). Beider forschend-meditatives Wandern, Richard Weiss' bevorzugte Methode der Feldforschung aufnehmend und sein Vorwort zu *Häuser und Landschaften der Schweiz* von 1959 zitierend, baut auf beeindruckende Weise eine Brücke

zwischen volkskundlicher Forschung, ihrer Geschichte und Wandlungen der Praxis heute.

Aus theoretischer und methodischer Sicht bereichernd ist der Beitrag «Häuser als Quellen historischer Forschung. Chancen, Grenzen und Perspektiven transdisziplinärer Ansätze» (S. 99–107) von Anne Schillig, der über das vertraute Eigene von Fach und Kultur hinausverweist: am Beispiel von Hausbiografien etwa auf die Nähe zur Annales-Schule (S. 99 f.) und auf Bourdieus wegweisende, leider wenig bekannte ethnologische Studie zum kabyliischen Haus (S. 103).

Andere Beiträge sind wichtig, weil sie einem Ballenberg-Spezifikum gelten. Dem 1992 gegründeten Verein Landschaftstheater Ballenberg mit seinen höchst erfolgreichen Jahresinszenierungen kommt im Buch (Christian Sidler, *Wie das Landschaftstheater den Ballenberg belebt – und noch stärker beleben kann*, S. 161–167) und im Museum besonderes Gewicht zu. Seine (Heimat-sujets), jährlich wechselnd präsentiert vor einem Museumsensemble als «authentischem» Ambiente, inszeniert mit Profis und Laien, verleiht diesem Event einen Festspielcharakter, der längst zur festen kulturellen Tradition mit Ausstrahlung geworden ist – auch zu einem wichtigen Bindeglied in der Region und darüber hinaus.

Unnötig erscheint aus meiner Sicht lediglich ein Beitrag, der – in merkwürdigen Exkursen eines Fallbeispiels – Äpfel und Birnen vergleicht (Jens Scheller, *Tradition und Innovation im Freilichtmuseum Hessenpark*, S. 57–66). Wenngleich als «Aussensicht» im Teil «Sichtweisen auf das Freilichtmuseum der Schweiz» platziert, bleibt der «Hessenpark» im Taunus (der in der BRD nicht unangefochten ist) ein Fremdkörper im Buch. Die Begründung überzeugt ebenso wenig wie die Bezugnahme: «Zwei grosse Freilichtmuseen, zwei zeitgenössisch eingerichtete Gebäude» – das allein ist zu wenig und weder im Tau-

nus noch auf dem Ballenberg für Besucher und Leser von Interesse.

«Kultur teilen» gewinnt im vorliegenden Band Bedeutung in einem tieferen, weitreichenderen Sinne. Nicht der «bunte Strauss» ist das Innovative dieses Jubiläumsbuches, sondern seine Komposition. Die grundverschiedenen Farben, Mixturen und Annäherungsweisen der Beiträge ergeben ein neues Bild einer altbekannten und vielerorts «ähnlich» praktizierten Sache. Häuser und ihre Geschichten, Gärten und Tiere, Inventar und Gerät, Hand- und Landwerk sind im Kontext von und als Ausdruck für «Kulturlandschaft» Kulturerbe und sprechende Zeugen – überall, auf ähnliche Weise. Ein Mittel gegen «die Museums Fatigue» (S. 128), die immer wieder im Buch angesprochen wird, bieten sie dennoch nicht. Sie muss in Zukunft weiter mutig angegangen, auf dem Ballenberg wie im Museum insgesamt erprobt, reflektiert und notfalls auch verworfen werden. Der Schlussbeitrag von Beatrice Tobler ist dafür bestes Beispiel: «Kulturelle Teilhabe im Freilichtmuseum – ein Selbstversuch» (S. 179–186). Die wissenschaftliche Leiterin erfährt hier feldforschend im Rollentausch als vorführende «Maschinenstrickerin» mehr, als Museumstheoretiker und Eventmanager ahnen. Auch dies ein Dialog, ein Anstoss zu wissenschaftlichem und museumsdidaktischem Diskurs.

Damit ist der Ballenberg auf neuen, offenen Wegen. Man darf weiterhin gespannt nach Brienz blicken und den Verantwortlichen Zutrauen und Mut, den Trägern Wertschätzung wünschen – und, im besten Sinne des Jubiläumsmottos, «kulturelle Teilhabe»!

CHRISTEL KÖHLE-HEZINGER

Chamayou, Grégoire: Die unregierbare Gesellschaft: Eine Genealogie des autoritären Liberalismus.

Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2019, 496 S.

Die zu rezensierende Studie beginnt mit einer ebenso grossen wie neugierig machenden These: In den 1970er-Jahren habe sich der sogenannte Westen in einer tiefen Krise befunden, weil «sämtliche Prozeduren, mit denen die Menschen einander führen, [...] in Frage gestellt» worden seien (Foucault, zitiert nach Chamayou, S. 7): «[Ü]berall [wurde] aufbegehrt. Kein Herrschaftsverhältnis blieb verschont: Verweigerung der Geschlechterhierarchie, der Kolonialordnung, der Rassen-, Klassen- und Arbeiterbeziehungen, Renitenz in den Familien, den Universitäten, Armeen, Betrieben, Büros und auf der Strasse» (S. 7). Kurzum: Die Gesellschaft habe sich nicht mehr regieren lassen, weshalb daraufhin «Theorieprogramme, Praxisideen [und] neue Legitimationsdiskurse für einen umstrittenen Kapitalismus, [...]» entstanden seien, «die darauf abzielten, die Ordnung der Dinge wiederherzustellen» (S. 11). Das ist die Ausgangsbeobachtung Chamayous, der in Lyon Philosophie lehrt: Bevor Thatcher und Reagan in den 1980er-Jahren den Neoliberalismus befördert hätten, sei in den 1970er-Jahren ein «autoritärer Liberalismus» als Gegenbewegung zu den neuen sozialen Bewegungen erdacht und institutionalisiert worden. Der Autor stellt spannende Fragen: Wie reagierten die Herrschenden, als Gewerkschaften immer stärker zu einer manifesten Profitbremse wurden? Was machten Unternehmen, wenn man ihre Toiletten mit kapitalismusfeindlichen Latrinalia¹ beschmierte, was, wenn langhaarige Studierende Agitprop vor den Werkstoren betrieben? Der autoritäre Libe-

ralismus sei die Antwort darauf gewesen, also die Anwendung repressiver beziehungsweise ausschliessender Prozeduren im Gewand der freiheitlichen Demokratie: Einsatz professioneller Streikbrecher*innen, Einführung rigider Betriebsordnungen, paramilitärischer Schutz des Unternehmensgeländes etc.

Diese Prozeduren will Chamayou genauer in Form eines – so kann man es zusammenfassen – diskursiven *studying up* aufzeigen: «Im Gegensatz zu einer Geschichte von unten handelt es sich hier um eine Geschichte von oben, geschrieben aus der Sicht der herrschenden Klassen, und zwar vorrangig der Vereinigten Staaten, die zu dieser Zeit das Epizentrum einer umfassenden geistig-politischen Mobilmachung waren» (S. 10). Damit reagiert Chamayou tatsächlich auf ein Desiderat. Es liegen zwar unzählige Arbeiten vor, die sich auf die Quellen – und damit die Perspektiven – der vermeintlich Unregierbaren stützen; die Perspektive der Regierenden hingegen fehlt. Im Klassiker von Boltanski und Chiapello, der mitunter an Chamayous Buch erinnert, wird sie zwar beachtet, aber nicht als Leitüberlieferung herangezogen.²

Diese Geschichte von oben will Chamayou nun methodisch in Form einer Genealogie schreiben, und genau darin liegt das Problem des Buches: Genealogien sind nämlich in der Regel schlechte Historiografien. Während man es Foucault, Chamayous wichtigster theoretischer Gewährsperson, nachgesehen hat, dass er, um nur ein Beispiel zu nennen, schlechte Gefängnis-historiografie³ betrieb, muss sich Chamayou fragen lassen, ob er schon einmal von den

1 Vgl. Dundes, Alan: Here I Sit. A Study of American Latrinalia. In: Kroeber Anthropological Society Papers (1966), S. 91–105.

2 Boltanski, Luc; Chiapello, Ève: Le nouvel esprit du capitalisme. Paris: Gallimard, 1999; vgl. für die Schweiz Mäder, Ueli: 68 – Was bleibt? Zürich: Rotpunkt, 2018.

3 Alford, Fred: What would it matter if everything Foucault said about prison were wrong? *Discipline and Punish* after twenty years, In: Theory and Society 29 (2000), S. 125–146.

fünf Fragen der Quellenkritik gehört hat, die jede*r Geschichtsstudent*in im Proseminar lernt: Wer sagt was weshalb wann und wo? Genealogie, wie sie Chamayou betreibt, ist indes nichts anderes als das Aneinanderreihen von Zitaten, die gänzlich verschiedenen Gattungen, Mediensystemen, sozialen Situationen etc. zuzuordnen sind. Natürlich ist aber ein Klosspruch etwas anderes als eine wissenschaftliche Expertise; die Aussagen eines vertraulichen Firmencommuniqués sind anders zu bewerten als die einer öffentlichen Unternehmensverlautbarung. Leider werden diese Eigensinnigkeiten der Quellentypen in der Studie nicht beachtet, und es ist ein treffendes Bild für Chamayous Umgang mit Quellen, dass es in der deutschen Übersetzung auch noch *der* Quellenkorpus (S. 15) und nicht, richtigerweise, *das* Korpus heisst.

Zugegeben: Die Quellen, die Chamayou ausbreitet, lesen sich äusserst spannend, etwa, wenn er einen «Plakattext» zitiert, den ein Managementratgeber für antigerwerkschaftliche Agitation empfiehlt: «Ja, Sie haben etwas zu verlieren, wenn Sie sich für eine Gewerkschaft entscheiden: die Freiheit, Ihre Probleme individuell und auf direktem Wege mit dem Management zu regeln» (S. 50). Zu den Grundregeln der Quellenkritik würde nun allerdings gehören, einzuordnen, wie beziehungsweise ob sich dieser Ratgeber verbreitet hat, ob solche Plakate tatsächlich einmal in Betrieben aufgetaucht sind oder ob der Satz nicht vielleicht etwas zu lang für ein Plakat gewesen ist.

Gleiches gilt für die Textproduktionen auf dem intellektuellen Höhenkamm, die Chamayou betrachtet: Für die berühmt-berüchtigte Trilaterale Kommission hat 1975 ein Autor, der später sehr bekannt werden sollte – Samuel Huntington –, eine Schrift vorgelegt, in der er Argumente für eine «autoritäre Demokratie» formuliert. Das, was Chamayou aus Huntingtons Schrift zitiert, klingt zweifellos skandalös, nämlich, dass eine Regierung «randstän-

dige Gesellschaftsgruppen [ausschliessen]» (S. 268) solle. Allerdings klärt Chamayou auch hier nicht den Status dieses Textes: Ist das eine wissenschaftliche Analyse, eine Denkschrift, ein Memorandum? An wen wurde der Text in welcher Publikationsöffentlichkeit adressiert?

Ohne diese Fragen zu klären oder wenigstens zu stellen, bewegt sich der Autor in gefährlicher Nähe zu gegenwärtigen Verschwörungstheoretiker*innen, die beispielsweise irgendwelche Zitate von George Soros, mögen sie faktisch auch richtig sein, so montieren, dass sie Soros als gefährlichen Weltverschwörer erscheinen lassen. Letztere Lektüremöglichkeit ist auch deswegen gegeben, weil Chamayou zwar die politische Umsetzung der von ihm zitierten Texte insinuiert, diese aber nicht expliziert. Anders etwa als Patricio Silvas grosse Studie über die sogenannten Chicago Boys, die nachzeichnet, wie in den USA ausgebildete Wirtschaftswissenschaftler den chilenischen Staat sehr manifest neoliberalisierten, ignoriert Chamayou die Überführung autoritär-liberaler Texte in konkrete *policies*.⁴ Auch dass er sich dabei mitunter noch der raunenden Theoriesprache von Jacques Rancière oder Gilles Deleuze bedient, trägt nicht dazu bei, diese Anwendungsseite zu beleuchten – im Gegenteil. Entsprechend kann leicht der Eindruck entstehen, dass in den 1970er-Jahren ein autoritär-liberales Regime von einigen wenigen Kapitalist*innen ausgedacht und dann im Schatten jeglicher demokratischen Kontrollinstanzen recht problemlos etabliert worden sei.

Das Grundproblem der Studie besteht darin, dass sie ihren Quellen auf den Leim geht – anders gesagt: dass sie die ontologische Geltungsmacht von Aussagen ungeklärt lässt. So sind die Quellen, die Chamayou präsentiert, genauer betrachtet

4 Silva, Patricio: In the Name of Reason. Technocrats and Politics in Chile. Pennsylvania: Penn State University Press, 2008.

keine Belege für ein autoritär-liberales Gegenregieren, sondern sie zeigen erst einmal nichts anderes als den grossen illokutionären Selbstanspruch von Aussagen – Plakate und Ratgeber, die etwas fordern, Expertisen, die etwas beabsichtigen, Gutachten, die nach etwas verlangen, etc. Doch anstatt diese performative Ebene genauer zu betrachten, will Chamayou hierauf eine Zeitdiagnose aufbauen. Dies misslingt auch deswegen, weil er ausgerechnet Foucault nur ungenau gelesen hat: Foucaults grosse Studien – ob zur Psychiatrie, zur Sexualität und auch zum Gefängnis – haben diskursive Prozesse immer in einen Zusammenhang mit personalen wie institutionellen Praktiken gestellt; sie haben untersucht, wie sich Sprache in Handlung übersetzt. Eben diese Verknüpfung hat die Studie von Boltanski und Ciapello geleistet, die deswegen auch heute noch lesenswert ist, und möchte man sich genauer mit der Ideengeschichte des (Neo-)Liberalismus als einer politischen Ökonomie beschäftigen, sei zu dem Buch *Democracy and Prosperity. Reinventing Capitalism through a Turbulent Century* (Princeton 2019) der beiden Wirtschaftswissenschaftler Torben Iversen und David Soskice geraten. Chamayou hingegen kann höchstens als Negativbeispiel empfohlen werden, an dem man lernen kann, wie man eine Genealogie nicht betreiben sollte – und dass die grössten Deutungen keinen Bestand haben, wenn sie sich nicht auf die mitunter ermüdend kleinteilige Arbeit am empirischen Material stützen können.

SEBASTIAN DÜMLING

Cress, Torsten: Sakrotope. Studien zur materiellen Dimension religiöser Praktiken.

Bielefeld: transcript, 2019 (Kulturen der Gesellschaft, 23), 234 S.

Für den Autor des hier anzuzeigenden Bandes sind «Sakrotope» nicht etwa «heilige

Orte» oder «Sakrallandschaften», sondern religiös konnotierte Kontexte, die performativ hervorgebracht werden. Hierbei kommt den räumlichen, materiellen, körperlichen und mentalen Aspekten religiöser Praktiken eine wichtige, ja entscheidende Rolle zu. Religion – *wie* geglaubt wird – ist «materiell konstituiertes Vollzugsgeschehen» (S. 9–11, 25 f.). Das Buch nimmt einerseits «private» devotionale Praktiken wie das solitäre Gebet in einer Kirche und die Rosenkranzandacht in den Blick, andererseits «öffentliche», örtlich gebundene Praktiken des Pilgerns in Lourdes und Jerusalem. Die mit ethnografischen Methoden durchgeführte Forschung fokussiert(e) mithin auf spezifisch katholische Glaubensvollzüge, deren materielle Dimension augenscheinlich sind und vom Autor gerade deswegen ins Zentrum gestellt werden. Hinweise darauf, ob und wie sich die dabei gewonnenen Erkenntnisse auf protestantische oder nichtchristliche religiöse Praktiken übertragen lassen, fehlen.

Torsten Cress (* 1974) reiht sich mit seiner an der Universität Mainz entstandenen Dissertation in die zeitgenössische praxistheoretische Soziologie ein, die sowohl den *practice turn* als auch den *material turn* vollzogen hat. Für den Autor von herausragender Bedeutung ist der an der Universität Kentucky lehrende Theodore R. Schatzki (* 1956), dessen begrifflich-theoretisches Instrumentarium Cress im ersten Teil des Buches ausführlich referiert und im zweiten Teil in «praktikentheoretischen Studien» anwendet. Im Unterschied zu vielen anderen Qualifikationsarbeiten, bei denen die theoretische Einbettung eher eine Pflichtübung darstellt, liegt das Interesse hier eindeutig bei der Theorie und deren Weiterentwicklung. Die theoretischen Überlegungen bilden Ausgangs-, Endpunkt und Klammer, ohne die die empirischen Teile des Buches weder nachvollziehbar sind noch Sinn ergeben. In seiner «exemplarischen Untersuchung religiöser Praktiken»

(S. 207) – oder genauer von Varianten religiöser Praktiken – geht es dem Autor denn auch explizit um eine «theoretische Empirie» (Herbert Kalthoff), eine empirisch informierte Theorie – und nicht um die «systematische [...] Erschliessung eines Praxisfeldes» (S. 24).

Das Buch gliedert sich in eine Einleitung, ein theoretisches und fünf empirische Kapitel, eine Schlussbetrachtung, ein Literatur- und ein Abbildungsverzeichnis sowie eine Übersicht über Darstellungskonventionen bei wörtlichen Interviewziten. Die rund zwanzig, zum Teil farbigen Abbildungen entstammen mehrheitlich der Forschungstätigkeit des Autors und haben trotz ihres kleinen Formats meist nicht allein illustrativen, sondern instruktiven Charakter. Der Text ist sorgfältig formuliert und redigiert, gleitet aber stellenweise in den soziologischen Jargon ab. Schreib- oder Satzfehler finden sich kaum; störend hingegen sind fehlende, falsche und unvollständige Literaturverweise und -angaben. Die Ausführungen zum methodischen Vorgehen – teilnehmende Beobachtung, videografische Forschung, Leitfadenterviews, Dokumentenauswertung – sind eher knapp gehalten.

In «Grundlagen und Vorüberlegungen» («Entwurf einer mentalitätsorientierten Praktikenforschung») entfaltet Cress das theoretische Instrumentarium Schatzkis zum Verständnis und zur Analyse des Sozialen als «ein dynamisches Gewebe menschlicher, im Medium sozialer Praktiken geordneter Aktivität» (S. 31). Demnach zeichnen sich Praktiken erstens durch ihre körperliche Dimension, zweitens durch ihre Performanz aus; als «raum-zeitliche[n] Entitäten» ist ihnen zudem eine je spezifische «teleo-affektive Struktur» eigen. Soziale Praktiken und materielle Arrangements wiederum sind in «Praktiken-Arrangement-Geflechten» wechselseitig miteinander verbunden – «der Ort [...], als Teil und inmitten dessen sich das soziale

Leben vollzieht» (S. 51). Zur Vertiefung und Weiterführung von Schatzkis Ansätzen setzt Cress in seiner Untersuchung anschliessend eigene Schwerpunkte.

Die erste der fünf folgenden «praktikentheoretischen Studien» ist dem Gebet einer jungen Frau in einer (vorzugsweise leeren) Kirche gewidmet, rekonstruiert dessen Ablauf und das durch bestimmte Körpertechniken herbeigeführte emotionale «Zustandsmanagement» und arbeitet den «Voraussetzungsreichtum» dieser Gebetspraktik inmitten eines spezifischen materiellen Arrangements heraus. In der zweiten Studie untersucht Cress die Rosenkranzandacht als standardisierte Gebetsform, die durch Repetition und Kontemplation den affektiven Nachvollzug und die Vergegenwärtigung des Lebens und Sterbens Christi ermöglicht, wobei die Gebetskette als Navigationshilfe und Gebetsregistratur, «als Zustandsmodifikator, als Brücke in das Gebet, als Konzentrationshilfe und somit als Verbindungsglied zwischen der Beterin und dem Gebet» (S. 113) dient. Bei der Analyse des Besuchs von Pilgerinnen und Pilgern in der Massabielle-Grotte im französischen Marienwallfahrtsort Lourdes, wo die Mutter Gottes 1858 erschienen sein soll, zeigt Cress die Praktik des Durchschreitens der Grotte und des Berührens des Felsens unter anderem anhand einer Videostillfolge (Abb. 7) als «dynamische «Maschinerie»» (S. 126), die kontinuierlich neue Teilnehmende involviert und ihnen mittels mimetischer Weitergabe die richtigen Wege des Handelns vermittelt. Der Fels, aber auch Artefakte wie offizielle kirchliche Druckschriften, die auf die Erscheinungsgeschichte verweisen, etablieren «einen intelligibilisierenden Kontext, der das Verständnis der Grotte als eines religiösen Erinnerungsortes manifestiert und auf Dauer stellt» (S. 136). In seiner vierten Studie befasst sich der Autor mit der abendlichen marianischen Lichterprozession in Lourdes und weitet die Analyse

auf ephemere materielle Phänomene wie künstliches Licht und Dunkelheit aus. Licht fungiert hier als Marker von Numinosität und ermöglicht Partizipation durch Illumination; die Kerzen, die die Pilgerinnen und Pilger entzünden, sind gewissermassen «Eintrittskarten» ins Prozessionsgeschehen und materialisierte Glaubensbekenntnisse. Die fünfte und letzte Studie erkundet Pilgerpraktiken in der Grabeskirche in Jerusalem und beim Wandeln «auf den Spuren Jesu» auf dem Ölberg. Im Vergleich zum Berühren des Felsens in der Erscheinungsgrotte in Lourdes weisen die Aktivitäten am sogenannten Salbungsstein in der Grabeskirche einen geringeren Grad an Inklusion auf, zeitigen Widerstände im Hinblick auf die Rekrutierung neuer Teilnehmerinnen und Teilnehmer und erlauben auch eine lediglich «experimentelle» Partizipation. Der Garten Gethsemane schliesslich dient als Bühne für eine dramatische Aufführung biblischer Texte, für ein imaginatives Reenactment, wobei die historische Authentizität des Ortes an Bedeutung verliert gegenüber dessen «Potenzial zur Hervorbringung von Erfahrungen, die die Heilige Schrift erlebbar machen» (S. 202).

Die in den fünf Studien behandelten religiösen Praktiken scheinen klug gewählt, und der Autor erweitert seine Analyse schrittweise um spezifische Dimensionen und Aspekte, sodass sich die praktischen Kapitel und die darin gewonnenen Erkenntnisse komplementär zueinander verhalten. Dass Cress die im Fokus stehenden religiösen Praktiken jeweils «heranzoomt» und den umgebenden Kontext oftmals ausblendet – beispielsweise indem er in der ersten Studie zwar die Kirchentür, den Türgriff, das Weihwasserbecken, die Kirchen- und Kniebank berücksichtigt, nicht jedoch den Kirchenraum mit seiner spezifischen Architektur, Lichtgestaltung, «Atmosphäre», mit seinen besonderen Gerüchen und Geräuschen, allenfalls auch mit anderen Besucherinnen und Besuchern, die mit der

Beterin in irgendeiner Form interagieren –, ist wohl der ohnehin schon beträchtlichen Komplexität der jeweiligen Praktiken geschuldet und schärft möglicherweise die Analyse; gleichzeitig stellt es eine starke Vereinfachung und Abstraktion dar. Überdies vermag die Darstellung der über mimetische Mechanismen vermittelten Praktiken als «autopoietisch» arbeitende Maschinerie[n]» (S. 178) nicht ganz zu überzeugen, selbst wenn Cress einräumt, «dass Teilnehmer die in eine Praktik eingelagerten Handlungsprogramme nicht – oder zumindest nicht zwangsläufig – blind vollziehen, sondern ihre eigenen Wege entwickeln, ihre eigenen Schwerpunkte setzen, ihre eigenen Relevanzen haben» (S. 208). Die intrinsische Motivation der Pilgerinnen und Pilger ebenso wie die Tatsache, dass sich involvierte Personen auch auf andere Weise beeinflussen als durch Nachahmung, werden nach Meinung des Rezensenten zu Unrecht ausser Acht gelassen.

Insgesamt legt Torsten Cress eine theoretisch anspruchsvolle, dichte und differenzierte Untersuchung vor, die hoffentlich auch Leserinnen und Leser ausserhalb der soziologischen Fachcommunity finden wird.

DAVID ZIMMER

Dany, Hans-Christian: MA-1. Mode und Uniform.

Hamburg: Nautilus, 2018 (Nautilus Flugschrift), 192 S., Ill.

Würde diese Rezension nicht in einer wissenschaftlichen Fachzeitschrift erscheinen, sondern in einem popintellektuellen (Mode-)Blog oder, Ältere erinnern sich, in der *Spex*, dann dürfte sie nichts anderes sagen, als dass Danys Langessay der schönste, unterhaltsamste, witzigste und auch ein zutiefst berührender Text über den Zusammenhang von Mode, Pop, Kapitalismus, Sex, Körper, Vater- und Mannsein ist, den der Rezensent je gelesen hat. Um

Danys Text allerdings so lesen zu können, musste sich der Rezensent von all den Kriterien freimachen, die er im Laufe seiner wissenschaftlichen Lesebiografie gewonnen hat: Der Text springt aufgeregt umher, ohne eine erkennbare Ordnung, ohne jegliche theoretische oder gar methodische Selbstreflexion, und schreckt auch gar nicht davor zurück, sich zu verlieren – in historischen Exkursen, eigenen Alltagsbeobachtungen und in wild zusammengewürfelten Verweisen auf Benjamin, de Certeau, Foucault, Deleuze, Debord, Bau-drillard und zig anderen Theoretikern. Immer wieder wartet Dany, der als tatsächlich freier Autor arbeitet, mit Aphorismen auf, die sich ein gestrenger Wissenschaftler nicht zu schreiben traute. Etwa wenn es über die Jogginghose heisst, sie habe sich «zu einer der Uniformen des neuen Kapitalismus gemausert. Sie verkörpert die Kleidung eines Lebens, in dem alles fliesst, frei ist und alle in der Grenzenlosigkeit unendlich viel Spass haben» (S. 63). Der Wissenschaftler würde fragen, was dieser neue Kapitalismus eigentlich sei, für wen denn welche Grenzenlosigkeit genau gelte und was für eine Kategorie überhaupt Spass sei. Dany hält sich mit solchen Präzisierungen nicht auf, was den Rezensenten zugleich etwas ärgert, aber auch mit Neid erfüllt – das würde man schliesslich auch gerne dürfen und – vor allem – können.

Das Buch beginnt recht diszipliniert. Die ersten 70 Seiten liessen sich als eine ziemlich stringente Zeichengeschichte der Bomberjacke bezeichnen – die titelgebende MA-1 ist die Modellbezeichnung des militärischen Archetypus. Dany liest die Semantik der Bomberjacke, indem er ihre kulturelle Diffusion nachzeichnet: von einer US-Militärjacke der 1950er-Jahre über ihre Aneignungen in verschiedenen recht geschlossenen Jugendkulturen – Skinheads, Punks – und der High Fashion hin zu ihrem gegenwärtigen Platz im vestimentären Mainstream. An diesen unter-

schiedlichen Entwicklungsschritten entlang entwirft Dany allgemeine Zeitdiagnosen, in denen er gleichsam die ganze Welt in der Bomberjacke zu erkennen versucht. Diese Lektüre baut auf einer Leitannahme auf: Die Bomberjacke ist ihm Zeichen für politische, ökonomische, soziale und kulturelle Entgrenzungsbewegungen. Sie sei ein Versprechen auf Halt und Stabilität in einer fluiden Hypermoderne.

Entsprechend liest Dany die Idee, die überhaupt zur Entwicklung der MA-1 geführt habe und die gewissermassen in deren Stoff verwoben ist: «Mit der preussisch-modernen Symmetrie brach die lässige Jacke mit einem einseitig aufgesetzten Täschchen am linken Arm. Militärische Vorstellungen davon, wie eine Uniform auszusehen habe, wurden durch den zivilen Ursprung der Bomber- in der College-Jacke aufgelockert. Die Grenze zwischen Krieg und Frieden wurde weicher gezeichnet. Durch den Verzicht auf Schulterklappen oder Abzeichen verschob die Bomberjacke die militärische Rangordnung in den Hintergrund und versuchte demokratisch zu wirken. Flache Hierarchien sollten die Schlagkraft steigern. Die Eigenverantwortung der Soldaten wurde gestärkt.» (S. 23 f.) Der Krieg ist als sprichwörtlicher Vater aller Dinge natürlich auch Vater des neoliberalen Subjekts und dessen Kleidung – also der Bomberjacke. Zum Mainstream sei die Jacke daher auch in dem Moment geworden, in dem ebendieses neoliberale Subjekt seine ganze neoliberal produzierte Unsicherheit erfahren habe, nämlich während der Finanzkrise 2008: «Verunsichert durch den Absturz der Spekulationen auf das Kommende wandten sich viele von der Zukunft ab. [...] In Kleidung, die so aussah, als würde sie ewig halten, verabschiedete man sich von allen Eintagsfliegen der Mode und schwor, nun auf immer so zu bleiben.» (S. 7)

Obwohl der Rezensent arge Bedenken gegen formelhafte Allerklärungen hat, die

sich auf den Neoliberalismus beziehen, findet er diesen Teil des Essays äusserst gelungen – was nicht zuletzt an Danys Formulierungskunst liegt. Geradezu kunstvoll sind seine autobiografischen Miniaturen, die er immer wieder lakonisch einfließen lässt: «Der Kauf der Jacke hatte wohl mit meinen Konflikten in der Rolle als Vater eines zweijährigen Sohnes zu tun. Die endlosen Nachmittage auf dem Spielplatz fielen mir schwer. Ich fürchte, bald so auszusehen wie die wenigen Männer, die mir dort begegneten. [...] In der schwarzen Nylon-Jacke hoffte ich zumindest weniger wollig und auf eine attraktivere Art müde auszusehen. Und ich stellte mir vor, mit einem Anflug von Skinhead würden mich die anderen Eltern in Ruhe lassen.» (S. 6)

Etwa ab Seite 70 beginnt Dany allerdings die Bomberjacke aus dem Blick zu verlieren; er wendet sich ziemlich sprunghaft sehr verschiedenen gegenwärtigen Modephänomenen zu: dem Dropping-Prinzip von Supreme, Telfar Globals White-Castle-Uniform oder dem Balenciaga-Hoodie – wer schon mit diesen wenigen Stichworten nichts anfangen kann, muss während der Buchlektüre noch einiges mehr im Internet nachlesen. Dany bespricht diese Phänomene geradezu in einem *stream of consciousness* und ziemlich frei assoziierend: «Das Gefühl des Mangels wird bei Supreme durch das dramatisierte Tröpfeln, den drop, erzeugt, eine Verknappung, die an den Instinkt von Jägern appelliert. Von den Schwankungen der Mode noch etwas überfordert, jagen sie bevorzugt auf dem sicheren Gelände einer Markenwelt mit ihren eindeutigen Beschriftungen. Das Anziehen der Supreme-Uniform scheint eine Möglichkeit zur Flucht. Sie entlastet von der Bürde, sich selbst darstellen zu müssen.» (S. 141) Vergisst man, dass es doch eigentlich um die MA-1 gehen sollte, und teilt man Danys Einschätzung, dass man die Gegenwartskultur nur verstehen könne, wenn man verstehe, weshalb die

Modelfirma Vetements ein Kleid mit dem Aufdruck eines DHL-Logos für sehr, sehr viel Geld verkaufen kann, lesen sich diese Gedankensplitter als überaus treffende Zeitdiagnosen. Wer allerdings schon den Unterschied zwischen Prêt-à-porter und Haute Couture für kulturanalytisch wenig ergiebig hält, sollte das Buch nach dem ersten, disziplinierten Bomberjackenteil besser zur Seite legen. Dann aber entgehen dem*der Leser*in Formulierungen und Beobachtungen, über die man sich noch lange freuen kann; etwa wenn Danny über die Mode des «Dad-core» schreibt, hier würde man versuchen, «[u]nter gemütlichen Fleecejacken [und] schlabbrige[n] Pullover[n] möglichst markenlos und unmännlich auszusehen [...], als sei etwas richtig schiefgelaufen. Durch den [Dad-Core-]Style strahlt das Vergnügen, etwas zu tun, was andere verstört, und nicht Halt macht vor dem, was andere verachten.» (S. 181) Eine ebenso undifferenzierte wie treffende Beobachtung.

Abschliessend gilt festzuhalten: Wer sich für Modeforschung im engeren Sinne interessiert, sich gar mit kulturanthropologischer Kleidungsforschung beschäftigt und erwartet, bei Dany einen Beitrag hierzu zu finden, wird enttäuscht (obgleich er diese Forschung rezipiert). Und bei aller Begeisterung für das Buch: Auch den theoretischen Hintergrund kann man sehr viel klarer und sehr viel reflektierter – eben wissenschaftlich – bereits in Elena Esposito's Grundlagenwerk *Die Verbindlichkeit des Vorübergehenden. Paradoxien der Mode* von 2004 ausgeführt finden. Trotzdem sei das Buch dringend jedem*r Modeinteressierten/-forschenden empfohlen, weil es gerade aufgrund seiner Un-Ordnung Deutungen ermöglicht, die hermeneutisch vielleicht nicht sauber sind, aber doch immer bedenkenswert.

SEBASTIAN DÜMLING

Düwell, Susanne, Andrea Bartl, Christof Hamann und Oliver Ruf (Hg.): Handbuch Kriminalliteratur. Theorien – Geschichte – Medien.

Stuttgart: J. B. Metzler, 2018, 421 S.

Mit dem *Handbuch Kriminalliteratur* schliesst sich eine Lücke in der (deutschen) Literaturgeschichte. Die Aufarbeitung der Kriminalliteratur in Theorien, Geschichte und Medien hätte schon früher erfolgen dürfen, angesichts der Beliebtheit des Genres. Aber dazu brauchte es zuerst den Verzicht – nach angelsächsischem Vorbild – auf die Unterscheidung von E-Literatur und U-Literatur. Die Grenzen sind fließend, aus verschiedenen Gründen.

Kriminalliteratur ist nicht gleichzusetzen mit der abendlichen Fernsehunterhaltung, die einen packenden Krimi oder Thriller sendet; diese sind Teil der genannten Literatur und möglicherweise ihre jüngste Ausformung. Kriminalliteratur gibt es aber seit Menschengedenken. Homers Heldenepen sind voller tödlicher Auseinandersetzungen, Frauenraub und Tieropfern – ebenso die germanischen Skaldengesänge (Edda). Auch die Bibel erzählt von Mord und Totschlag, und nicht immer folgt auf Schuld Sühne. Man mag die religiösen Texte und die Mythen als sozusagen vorgeschichtlichen Auftakt beiseitelegen. Doch eine andere Gruppe von Texten reicht ebenfalls weit zurück: Rechtsfälle und Gerichtsurteile. André Jolles verweist in seinem grundlegenden Werk *Einfache Formen* (1930) auf die Unmöglichkeit eines Gerichtsurteils, wenn ein Rätsel nicht gelöst ist. Rätsel spielen zwar in Märchen eine grosse Rolle, sie entziehen sich aber einer Einordnung in die Kriminalliteratur, haben mit dieser allerdings das Set wiederkehrender Figuren gemeinsam. In diese frühe Zeit gehört auch die Bedeutung von Gegenständen als Zeugen. So wird ein Messer, von dem vergossenes Blut abgewischt wurde, von Vögeln als Mordwaffe erkannt

und der Besitzer als Täter überführt. Als Hauptgruppe alter Rechtsprechung ist das römische Recht zu nennen. Die darin enthaltenen Fälle und Urteile sind die ältesten Kriminalgeschichten der europäischen Zivilisation. Sie wurden durch die Jahrhunderte tradiert und sind auch heute noch Grundlage eines juristischen Studiums.

Im Mittelalter spielten die Inquisitionsprozesse eine grosse Rolle. Die Kirche nahm Einfluss auf die Gerichtsbarkeit. Die Befragung des/der mutmasslichen Täters/Täterin stand im Mittelpunkt. Ohne ein Geständnis waren kein Urteil und keine Verurteilung möglich. Man griff zur Folter. Erst als sich der Indizienbeweis durchzusetzen begann, konnte man auf ein Geständnis verzichten. Ein Geständnisäquivalent genügte.

In der Neuzeit hat Georg Philipp Harsdörffer unmittelbar nach Beendigung des Dreissigjährigen Kriegs 1649/50 die Sammlung *Grosser Schauplatz jämmerlicher Mord-Geschichte* herausgegeben, eine Sammlung von Rechtsfällen und Gerichtsurteilen im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation. Aber gewichtiger sollte eine ähnliche Sammlung aus dem 18. Jahrhundert werden, der *Pitaval*, so benannt nach seinem französischen Herausgeber François Gayot de Pitaval: *Causes célèbres et intéressantes* (1734–1743). Friedrich Schiller gab seinerseits den *Neuen Pitaval* heraus: *Merkwürdige Rechtsfälle als ein Beitrag zur Geschichte der Menschheit* (1792). Diese Sammlungen können als die Anfänge der Kriminalliteratur im engeren Sinne verstanden werden. Aus ihnen schöpften Schiller, aber auch viele spätere Schriftsteller Stoff für ihre Geschichten und Pfarrer für ihre Predigtmärlein, die keine Märchen, sondern Erzählungen und aus dem Leben gegriffene Beispiele waren.

Die Wende vom erpressten Geständnis zum Indizienbeweis (ein eigentlicher *turn over*) hatte nicht nur in der Gesetzgebung, sondern auch in der Literatur

einen radikalen Neuanfang zur Folge: Der Indiziensammler von Berufs wegen wurde geboren, nämlich der Meisterdetektiv. Edgar Allan Poe schuf ihn mit C. Auguste Dupin in *Murders in the Rue Morgue* (1841). Doch zum berühmtesten intellektuellen Tüftler wurde Sir Arthur Conan Doyles Sherlock Holmes. Agatha Christie doppelte nach mit Hercule Poirot und Miss Marple. Diese englischen Detektivgeschichten begründeten das *golden age* zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Dabei handelt es sich um eine extreme Sonderform der Kriminalliteratur mit der oft überheblichen Dominanz ihrer jeweiligen Zentralfigur. Die amerikanischen Autoren Dashiell Hammett und Raymond Chandler verdichteten ihren Stoff zu *hard boiled* Grossstadtkrimis, die Zeit und Raum der bisherigen Form sprengten und den Weg freimachten für den Thriller. Der Thriller arbeitet mit der Angstspannung der Leser und Leserinnen (beziehungsweise des Fernsehpublikums) in Erwartung kommender Schrecken, er ist also vorwärtsgerichtet, während der klassische Detektiv vergangene kriminelle Handlungen rekonstruiert, um den Täter/ die Täterin dingfest zu machen. Mit dieser Form von Literatur bewegen wir uns auf die aktuelle, postmoderne Kriminalliteratur zu. Ihr Träger ist vermehrt das Fernsehen.

Seit 1970 haben sich im deutschsprachigen Raum feste Reihen und Serien etabliert. Der serielle Bau von Krimis erlaubt die vertiefte Charakterzeichnung eines Detektivs oder eines Ermittlungsteams. Oft sind es Polizisten, die als Repräsentanten des Staats die gestörte Ordnung wiederherstellen. Diese Tendenz zur Staatstreue wird zum Teil abgelehnt, indem die Arbeit ein Privatdetektiv durchführt, oder indem die Polizei negative Züge erhält. Besonders erfolgreich ist eine Kombination aus Reihe und Serie, nämlich der *Tatort*, der heuer sein Fünfzig-Jahre-Jubiläum feiert. Zugrunde liegt die Einbindung regionaler Krimis, da das erste deutsche Fernsehen

(ARD) föderalistisch strukturiert ist. Das Signet ist aber immer das gleiche, und auch die Ermittler weisen eine hohe Konstanz auf. Das erlaubt, vermehrt Privatleben oder auch Spezialeffekte bis hin zur Kriminalkomödie einzubauen.

Eine prominente Sonderstellung nimmt Friedrich Dürrenmatt ein, der in den Fünfzigerjahren vier Kriminalromane schrieb, zum Teil intermedial, und gleichzeitig für die Abschaffung des Genres plädierte. Seine Reflexionen sind so scharfsinnig wie pessimistisch.

Abschliessend kann man sagen: Ungelöste Fälle oder gar ein negativer Ausgang sind – zumindest im deutschsprachigen Raum – äusserst selten. Natürlich hat dies eine beruhigende Wirkung auf das Publikum. Nichtsdestotrotz kommen vermehrt ernste gesellschaftliche Probleme zur Sprache; man darf sagen, ein guter Fernsehkrimi ist am Nerv der Zeit.

PAULA KÜNG-HEFTI

Eggmann, Sabine, Birgit Johler, Konrad J. Kuhn und Magdalena Puchberger (Hg.): Orientieren & Positionieren, Anknüpfen & Weitermachen. Wissensgeschichte der Volkskunde/Kulturwissenschaft in Europa nach 1945.

Münster: Waxmann, 2019 (culture [kylty:r]. Schweizer Beiträge zur Kulturwissenschaft, 9), 435 S.

Schweiz und Österreich: Das Buch ist aus einer Wiener Konferenz von 2017 hervorgegangen (S. 8; wenn nicht anders angegeben, beziehen sich die Seitenzahlen auf den besprochenen Band). Eine besondere Rolle spielen die schweizerisch-österreichischen Beziehungen, andere Schwerpunkte sind internationale Beziehungen und die Auseinandersetzung der Europäischen Ethnologie/Volkskunde mit dem Erbe der Zeit vor 1945. Die Verbindungen zur Schweiz dienen völkischen österreichischen Wissenschaftlern zur «fachlichen

Rehabilitation und (Re-)Positionierung» (S. 323). Nach 1945 unterscheidet man zwischen gut und schlecht (bezogen auf den Nationalsozialismus) mit vielen Zwischentönen (S. 10). Diese will Richard Wolfram opportunistisch ausnutzen und biedert sich bei Richard Weiss und anderen Schweizern an, um durch sie Entlastung von nationalsozialistischer Belastung zu bekommen und ganz banal in der Notzeit um Lebensmittel und Zigaretten zu betteln (S. 311, 329). Auch für andere ist die Schweiz ein Kalorienelysium (S. 310). Michael J. Greger untersucht Kollegenkorrespondenz zwischen Österreich und der Schweiz nach 1945.

Herbert Nikitsch erinnert an das forschungsleitende Machtpotenzial des Rezensierens in der österreichischen Nachkriegsvolkskunde unter dem Einfluss von Leopold Schmidt. Für Österreich geht es in weiteren Beiträgen eher um traditionelle Themen. Ein Beitrag von Helmut Eberhart ist neben kurzen Erwähnungen bei Greger (S. 305, 308) der einzige Beitrag, der wenigstens beiläufig (S. 151, Anm. 23) den gewichtigen Wiener Band *Völkische Wissenschaft* von 1994, herausgegeben von Jacobeit, Lixfeld und Bockhorn, erwähnt. In ihm wird nicht nur der «Verstrickung und Schuld» österreichischer und deutscher Volkskundler im Nationalsozialismus nachgegangen, sondern sind auch informative Beiträge zur Entwicklung des Faches bis 1933 und nach 1945 enthalten (siehe Rezension SAVk 92 [1996], S. 242–245). Eberhart beschreibt die Wiedereinführung des Sternsingens in Wien nach 1945. Leopold Schmidt beobachtet diesen neuen Brauch distanziert als Forscher, während für Viktor Geramb «ein aktives Eingreifen in das kulturelle Geschehen als Hauptaufgabe des Faches galt» (S. 167). Die beschriebene pflegerische, rückwärtsgewandte Tendenz unterscheidet sich deutlich von dem in diesem Band nicht erwähnten Salzburger Versuch, die Bedeutung brauchtümlicher Handlungen

für das aktuelle sozialkulturelle Leben zu aktivieren (vgl. Luidold/Kammerhofer-Aggermann).

Reinhard Bodner erläutert «volkskundliche Wissensproduktion» (S. 171) am Beispiel eines Buches von Gertrud Pesendorfer (1895–1982) mit dem Titel *Lebendige Tracht in Tirol* (1. Auflage, Innsbruck o. J., 2. Auflage 1982). Man weiss, dass die Autorin Trachten mit alten Versatzstücken neu konstruierte und dies auch erfolgreich in Zeiten des Nationalsozialismus tat. Es sollte für die Marketenderinnen der Tiroler Schützen eine «passende» Kleidung geschaffen werden (S. 178). Der Innsbrucker Universitätsverlag Wagner, früher NS-Gauverlag (S. 198), entfernt das Buch später aus seinem Programm (S. 199 f.), aber es ist bis in die Gegenwart in Gebrauch. Bodner setzt sich in seinem Beitrag angemessen mit dem Problem des NS-Erbes auseinander. Erstens stellt er differenziert die historischen Kontexte dar und vermeidet eine «moralisch aufgeladene nachträgliche Zuschreibung» (S. 203). Zweitens plädiert er für Feldforschung: «Statt jene zu diskreditieren, die das Buch bis heute schätzen, gilt es deren Erfahrungen zu erforschen und zu verstehen.» (S. 203) Drittens fragt er, was es mit Verdrängung von Geschichte zu tun hat, wenn das Buch nachträglich tabuisiert wird.

Die Krise der Schweizer Volkskunde: Christine Burckhardt-Seebass berichtet über Robert Wildhaber (S. 325–337), der als «Europäer in der Epoche des Kalten Krieges» 1950–1982 die internationale Ausrichtung des SAVk und seines Rezensionsteils prägt (S. 333). Den von Tübingen eingeleiteten «Abschied vom Volksleben» und die Hinwendung zur «theoriegeleiteten Erforschung moderner Alltagswelten» (S. 336) begrüsst er und engagiert sich bei der Neuorientierung auf europäischer Ebene, eingeschlossen die osteuropäischen Länder. Um die Entwicklung der Schweizer Volkskunde zu verstehen, muss auf die tiefe

Krise der wissenschaftsbezogenen Identität hingewiesen werden, die Richard Weiss durchlebt. Er definiert Volkskunde anfangs noch wie Leopold Schmidt (vgl. Weiss 1946, S. 11). Und wenn dieser in einer Rezension Richard Weiss von einer neuen Auflage seiner *Volkskunde in der Schweiz* unter Einbezug der Gegenwart abrät, dann versperrt er ihm den Ausweg aus der Sackgasse, in der sich beide befinden.

Deutlich wird, wie sehr die traditionelle «Volkskunde» wohl auch unter dem Tübinger Einfluss problematisiert wird (vgl. Kuhn 2015, S. 193). Rudolf Braun, der mit seinen Studien zu den Veränderungen im Verlauf der Industrialisierung des Zürcher Oberlands (1960) Epoche macht, korrespondiert 1958 mit seinem Lehrer Weiss, der ihn bittet, ihm nicht vorzuenthalten, wenn ihm seine Studien in den USA «manches an der Volkskunde fraglich erscheinen lassen» (Kuhn 2015, S. 194). Braun verabschiedet sich mit geradezu tragischer Geste von der Volkskunde, weil er niemanden überzeugen kann von diesem Fach. Ähnlich fühlt Weiss: «Dazu kommt die unselige Volkskunde. Sie haben in mir den Glauben daran und das Verharren dabei noch etwas prolongiert. Im jungen Bausinger sah ich einen Silberstreif, der nun auch verdunkelt ist.» Und weiter rät Weiss Braun: «*Setzen Sie sich ab von diesem Verein!* [...] Brauchen Sie das Wort nicht mehr.» (16. 3. 1962, Kuhn 2015, S. 195, Hervorhebung im Original) Die Krise ist so ausgeprägt, dass man sich wünschte, es gäbe Tagebücher von Richard Weiss. Konsequente Historisierung und kulturwissenschaftliche Fundierung («nur nicht Soziologie», warnt Weiss in dem zitierten Brief) wäre ein (der) Weg gewesen. Sein Unfalltod 1962 in den Tessiner Bergen bedeutete, dass die Krise für ihn keinen Abschluss fand. Aber er, Weiss, und sie, die Krise, hatten «bereits die Reform der Volkskunde hin zu jener Gegenwartsvolkskunde mit eingeleitet, die ihre Fortsetzung vor allem in der «Zürcher Schule» von Arnold

Niederer finden sollte», eingeschlossen die Orientierung an gesellschaftlicher Verantwortung. Braun hat für die «Neuorientierung der deutschsprachigen Volkskunde» (Kuhn, S. 197) eine bedeutende Rolle gespielt. Auch die DDR-Volkskunde um Wolfgang Jacobeit stand in engem Austausch mit ihm (Brinkel, S. 86–93; Kuhn, S. 197). Ein Rätsel freilich ist, wieso eine Orientierung auf Kultur und die «kulturalistische Wende» mit so grosser Verzögerung auf die Europäische Ethnologie/Volkskunde wirkte, obwohl sie eigentlich dabei auch für die Sozialwissenschaften hätte Vorreiter sein können.

Weiteres zur Schweiz: Benno Furrer beschreibt das seit 1948 bearbeitete Grossprojekt zum Schweizer Bauernhaus, bei dem es um den Zusammenhang von Lebensart und Wirtschaftsform geht (S. 208); kein linearer, sondern ein kulturgeprägter kontingenter Zusammenhang mit Änderungen im Lauf der Geschichte: «Entscheidend sind die unmittelbaren, elementaren Gegebenheiten, etwa die Verfügbarkeit an Baumaterialien, die handwerklichen Fähigkeiten, die finanziellen Mittel, Agrarverfassung und Rechtsordnung, religiöse Werthaltung (Glaube/Aberglaube), Modeströmungen und nicht zuletzt das mit Klima und Topografie verknüpfte Vorkommen nutzbarer Pflanzen.» (S. 224) Das ist eine beispielhafte Kombination relevanter Faktoren, ohne einzelnen davon mehr Gewicht als zulässig zu geben.

Meret Fehlmann und Mischa Gallati beziehen sich auf die Geschichte des volkskundlichen Seminars der Universität Zürich 1967–1983. Arnold Niederer, einige Zeit nach dem Unfalltod von Richard Weiss die Leitung übernehmend (bis 1980, 1982 gefolgt von Paul Hugger, S. 274), legitimiert die Volkskunde als demokratische Wissenschaft, weil sie sich solcher Gegenstände annimmt, die andere Wissenschaftler für «banal» halten. Leider ist solches Understatement verbreitet, auch die in

Wien favorisierte «Alltagsgeschichte» (sie kommt in diesem Band nicht ausgeprägt vor) hilft nicht darüber hinweg: Eigentlich geht es um die gesamte Gesellschaft prägende Haltungen und Werte. Wird im «Nebeneinander verschiedener Volkskunden» (S. 289) der Übergang zu einem ethnologisch geprägten Verständnis von Kultur vorbereitet? Noch redet niemand von Kulturwissenschaft: Bei ihr ginge es um die aus der Fülle der Möglichkeiten ausgewählten, keineswegs zwangsläufigen, sondern kontingenten Standards des sozialkulturellen Lebens und seiner überkommenen und neu entstehenden Formen. Die Zeit dafür scheint nicht reif.

Die Zürcher Institutsgeschichte mit der «Hinwendung der Volkskunde zu sozialwissenschaftlichen Perspektiven» zitiert Dahrendorf und dessen «Verständnis von Kultur beziehungsweise Gesellschaft als Haus, das verschiedene Stockwerke, Zimmer, aber eben auch Türen und Treppen umfasst» (S. 272). Das überwindet nur teilweise die Sinnkrise, die in der Korrespondenz zwischen Weiss und Braun erkennbar ist. Statt wie früher um homogene Gesellschaften geht es nun um Strukturierungen und um «Sozialmentalität» (S. 273). Da ist die Soziologie nicht weit, aber nach den prägenden kulturellen Motiven (beispielsweise Gemeinwohl, Resilienz) wird nicht gefragt. Ob diesem Fach damit angesichts der gesellschaftlichen Bedeutung, wie sie bei Weiss erkennbar wird, ein guter Dienst geleistet wurde, ist zu fragen. Sind Gemeinnutzen, Gemeinbrauch und deren Hinüberreichen in die Gegenwart angesichts der Krise der «aufgeklärten» kapitalistischen Wachstumsgesellschaft keine Themen mehr? Die von Niklaus Wyss und Walter Keller, einem Assistenten von Niederer, gegründete und geleitete Zeitschrift *Der Alltag* ist mit dem Institut verbunden. Die Herausgeber wollen die Menschen anregen, «die eigene Lebenswelt, ihre Möglichkeiten und Ver-

hinderungen als gemachte und nicht als natürliche zu erkennen» (S. 284).

Gern hätte man auch etwas über die Zeit nach 1983 erfahren. Etwa über die Volksliteratur, die als Nebenfach 1968 einen Lehrstuhl erhalten hat und in der Nachfolge des zu früh verstorbenen Rudolf Schenda (S. 279) wichtig ist, wird hier nicht behandelt.

Europäische Ethnologie in Nordost- und Osteuropa: Es gibt mehrere informative Beiträge zu Stand und Geschichte der Europäischen Ethnologie in ost- und ostmitteleuropäischen Staaten. Christian Marchetti schreibt über deutschsprachige Volkskunden in und aus Südosteuropa vor und nach 1945. Da geht es um Sprachinselforschung und Volkskunde der Heimatvertriebenen (S. 111): «Die Vertriebenenforschung gilt als Anstossgeber einer Soziologisierung der Volkskunde, die Sprachinselforschung durch Ingeborg Weber-Kellermanns Interethik als kritischer Ausgangspunkt einer transnationalen und transethnischen Neuorientierung.» (S. 112) Auch zur estnischen Volkskunde werden Forschungen über die materielle Kultur präsentiert, die in diesem Falle unter dem Einfluss der schwedischen und sowjetischen Forschung stehen. Die slowenische Volkskunde entwickelt sich als umfassende Alltagsgeschichtsschreibung im Schatten historisch-materialistischer Theorien (S. 87–110). Jiří Woitsch informiert über persönliche Freundschaften und die Internationalisierung bei der Erforschung der materiellen Kultur seit den 1960er-Jahren in der tschechischen Ethnologie, aber auch über die Commission for the History and Development of European Agriculture (S. 229, 242).

Vergessene Volkskunde in der DDR: Christine Burckhardt-Seebass beschreibt, wie in der Schweiz Robert Wildhaber 1950–1982 die internationale Ausrichtung des SAVk und seines Rezensionsteils prägt (S. 333). 1958 realisiert er eine Ausstellung jugoslawischer Volkskunst, in einer Zeit,

in der nach dem Ungarnaufstand von 1956 der Antikommunismus in der Schweiz auf einem Höhepunkt war. «Unbekümmert um politische Grenzen» (S. 333) arbeitet er jenseits der Ost-West-Gräben. Er ist gegen den Ausschluss der slawischen Volkskulturen. Bei der Commission internationale des arts et traditions populaires (CIAP) ist er mit Ranke und anderen gegen die von Erixon vorgeschlagene Einordnung der Volkskunde in die allgemeine Ethnologie und in die angloamerikanische Kultur-anthropologie. Damit werden andere mögliche Wege verbaut.

Erinnern muss man sich daran, wie stark der West-Ost-Gegensatz die Fachgeschichte prägt. Der Marburger Karl Braun (2015) hat das anderswo beschrieben. Gerhard Heilfurth in Marburg empfiehlt angesichts des für ihn bemerkenswerten Stands der DDR-Volkskunde eine deutlichere Förderung der BRD-Volkskunde (Braun, S. 139). Dem ist die grosszügige Ausstattung des Marburger Instituts für mitteleuropäische Volksforschung zu verdanken. Hinderlich für den Austausch ist, dass in Teilen der Volkskunde die Idee eines Deutschlands in den Vorkriegsgrenzen von 1937 noch eine Rolle spielt (etwa programmatisch in der «Vertriebenenvolkskunde»), ebenso die Nichtanerkennung der Zweistaatlichkeit Deutschlands. Wolfgang Brückner (Würzburg) rügt in den 1970er-Jahren bundesdeutsche Forscher, wenn sie die Kürzel BRD und DDR verwenden, weil er damit eine Anerkennung der DDR verbunden sieht. Bundesdeutsche Beamte mussten lange Zeit Reisen in den «Ostblock» anmelden (umgekehrt freilich gab es noch viel intensivere Einschränkungen). Antikommunismus spielt auch in der Schweiz eine Rolle. Richard Weiss schützt sich in der *Volkskunde der Schweiz* mit Ausflügen zur «Massentheorie» vor linken Theorien: «In unvereinbarem Gegensatz zur Persönlichkeit steht dagegen die Masse. [...] die volkstümlichen Gemeinschaftsbildun-

gen sind ein Schutz vor individualistischer Zersplitterung und der daraus folgenden vielberufenen «Vermassung» (Weiss, S. 12). Die in den 1930er-Jahren gängigen Vorstellungen von Masse finden sich hier wieder.

Der zu rezensierende Band verspricht im Titel eine Wissenschaftsgeschichte *der* Volkskunde nach 1945. Dass es auch in der DDR, dem zweiten deutschen Staat, bis 1990 eine Volkskunde gab, erfährt man nicht, nur der Name Wolfgang Jacobeit wird gelegentlich genannt. Zurückgreifen muss man auf andere Texte (Brinkel, Mohrmann). Ab den 1960er-Jahren, als man im Westen verspätet das völkisch-vitalistische Erbe der NS-Zeit aufarbeitet, versuchen Paul Nedo und Wolfgang Steinitz in Ostberlin «unter der «Volkskunde des Neubeginns» die Erforschung der Volkskultur als Teil des «nationalen Kulturerbes» zu verstehen und eine gegenwartsbezogene, mit der damaligen Laienkulturbewegung verbundene Disziplin zu entwickeln» (Mohrmann, S. 75). Sie fragen damit wie später der Postkolonialismus nach der aktiven Rolle der Subalternen im Kulturprozess. «Kultur und Lebensweise nichthegegonialer Schichten unter Einschluss vorproletarischer Gruppen sowie des Land- und Industrieproletariats» stehen in der DDR dann im Fokus der Forschung (Mohrmann, S. 93).

Seit 1956 erscheint in Berlin das *Deutsche Jahrbuch für Volkskunde*, herausgegeben vom Institut für Volkskunde an der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin (DDR). Wilhelm Fraenger schlägt im ersten Band die Brücken zwischen Volkskunde und Kunstgeschichte. In der späteren Orientierung auf «Volkskunst» wird dies nicht fortgesetzt – man hätte sich dann auch deutlich mit Alois Riegl auseinandersetzen können. Das Jahrbuch wendet sich an Leser in ganz Deutschland und steht «auch der ausländischen Volkskunde als Sprechsaal offen. Nach seinem Standort ist es der gegebene Mittler zwischen West und Ost» (Deutsches Jahrbuch für Volks-

kunde, Bd. 1, 1955, Vorwort der Schriftleitung, S. 6). Wenn es um die Reichweite der Verbindungen der Volkskunde geht, ist neben dem SAVk das *Deutsche Jahrbuch für Volkskunde* in den späten 1950er-Jahren vermutlich am deutlichsten international aufgestellt, Ost und West vereinigend. In dem rezensierten Band wird es genau wie die DDR-Volkskunde nicht erwähnt und ohnehin nur noch sehr selten zitiert.

1972 werden in der DDR mit dem von Bernhard Weissel, Hermann Strobach und Wolfgang Jacobeit herausgegebenen Band *Zur Geschichte der Kultur und Lebensweise der werktätigen Klassen und Schichten des deutschen Volkes vom 11. Jahrhundert bis 1945* die Kontakte zwischen Historikern und Volkskundlern verstärkt. Es war «immerhin die erste historisch-volkskundliche Gesamtdarstellung, die die Volkskundler/-innen als historisch arbeitende Spezialisten auswies» (vgl. Mohrmann, S. 91, 102). Von den DDR-Historikern wird dies kaum wahrgenommen, aber sie bestimmen dirigistisch über das *Jahrbuch*, das nach einer Pause erst 1973 wieder mit Band 16 erscheint (Mohrmann, S. 91).

Wenn Wolfgang Jacobeit Arbeitsgeräte untersucht, geht es ihm, ähnlich wie Benno Furrer im rezensierten Band, programmatisch um den «historischen Wechselprozess zwischen Mensch, Arbeit (und Arbeitsgerät), Wirtschaft und Gesellschaft» (Mohrmann, S. 84). Mit der Studie *Bäuerliche Arbeit und Wirtschaft* hat Jacobeit 1965 «mit einer neuen Sicht auf die Geschichte der Volkskunde ein Verständnis vom Fach formuliert, das mit der Erforschung der «Volkskultur in ihrer Gesamtheit» auf die Schaffung einer alle Lebensbereiche der Völker umfassenden Geschichte, also einer Kulturgeschichte, zielte» (Mohrmann, S. 142). Die Studie zur Entwicklung der ökonomischen und sozialen Verhältnisse in der Magdeburger Börde unter dem Stichwort Landwirtschaft und Kapitalismus (Hans-Jürgen Rach und Bernhard Weissel

1978/79) ist beispielhaft für den sozialhistorisch begründeten, kulturwissenschaftlichen Ansatz. Zur mehrbändigen *Geschichte des Alltags des deutschen Volkes* von Jürgen Kuczynski liefern 1988 Sigrid und Wolfgang Jacobeit Bildquellen. Das hätte der Beginn einer fruchtbaren Zusammenarbeit werden können, zumal Kuczynski ausführlich auf sozialhistorisches und volkskundliches Material eingeht.

Es gibt Grenzen und Hindernisse: «Die Verabsolutierungen des proletarischen Erbes und die einseitige, dazu mit massiven Tabus behaftete Sicht auf die politische Geschichte der Arbeiterbewegung hemmen den Zugang zu dem sehr komplexen Forschungsfeld und zur Bestimmung des volkskundlichen Forschungsansatzes – über «Arbeiterfolklore» hinaus! – entscheidend.» (Mohrmann, S. 81 f.) Eine theoriebezogene «DDR-Genügsamkeit» (ebd., S. 113) bedeutet Ignoranz anderen Entwicklungen gegenüber. Entstanden ist so keine mutige, selbstbewusste Volkskunde/Europäische Ethnologie wie sie mit Nedo, Steinitz und Jacobeit (oder mit Braun und Niederer in der Schweiz) möglich gewesen wäre. Weiterführende Beiträge zur Überwindung dogmatischer Positionen im Zusammenhang mit Kulturgeschichte und Europäischer Ethnologie finden sich dann später eher in dem kulturtheoretisch inspirierten *Historisch-Kritischen Wörterbuch des Marxismus*, herausgegeben von Wolfgang Fritz Haug, etwa in den Beiträgen von Bastiaan Wielenga zu Agrarfragen, aber davon nimmt in der Europäischen Ethnologie ohnehin kaum jemand Kenntnis. Unterstellt wird, die DDR-Volkskunde sei 1990 mit der «Abwicklung» der DDR-Wissenschaft in die übrige Volkskunde integriert. Aber das stimmt weder für den universitären wissenschaftlichen Nachwuchs noch für die Volkskundler der Akademie. Die Wunden sind unübersehbar (vgl. Brinkel). Die DDR-Volkskunde ist weitgehend verschwunden (Mohrmann, S. 111).

Die Überwindung von Vitalismus und Teleologie: Im Westen, in der BRD, führt die Auseinandersetzung mit dem NS-Erbe ansatzweise zu einer empirisch fundierten, sozialhistorisch abgesicherten und mit Theorien unterfütterten Erforschung von Kulturprozessen. Mit einem Artikel von Elisabeth Timm (S. 25–62) kann erklärt werden, was für mich immer ein Rätsel war: Die Kulturraumforschung, beispielsweise mit Franz Steinbach, und die archaische Forschung besitzen eigentlich das Potenzial, den völkischen und Stammesideologien den Boden zu entziehen, indem sie einem historisch gegründeten, offenen sozial- oder gesellschaftswissenschaftlichen Verständnis von kontingenten Kulturprozessen den Weg bereiten. Aber ein (teleologischer) evolutionistisch-völkischer und vitalistischer Kulturbegriff (S. 51) relativiert dieses Potenzial, und nicht zufällig lebt er bei den neuen Rechten wieder auf.

Timm erwähnt von Heinz Maus nur, er habe 1946 die Volkskunde eine genuin faschistisch-imperialistische Wissenschaft genannt (S. 25), und macht es damit überflüssig, seinen Vorschlag aufzugreifen, «endlich eine ernsthafte Volksforschung, die auch dann nicht museal verfährt, wenn sie sich um vergangene Zeiten und entlegene Zustände kümmert» (Maus, S. 356), zu entwickeln. Differenzierter setzt sich Timm mit der politischen Dimension von Bruno Schier und Hans Moser auseinander. Es gab für die Nationalsozialisten keine eindeutige und einheitliche Programmatik (S. 38, Anm. 6). Wie in der politischen und rechtlichen Theorie konnten verschiedene Positionen leicht gegeneinander ausgespielt werden. Umstellung, Verschiebung, Akzentuierung sind bei den Volkskundlern die Reaktionen auf die verharmlosend als «Systemwechsel» umschriebene Niederlage von 1945. Weiter vertreten wird ein vitalistisches Konzept als «Verknüpfung von Ent-Zeitlichung (die Annahme einer im Menschen gegebenen Kraft, die mensch-

liche Lebensformen immer wieder hervorbringt) und Dynamik im historischen Prozess (z. B. als degenerativ oder als Aufstieg oder als Durchsetzung von wahren, guten Verhältnissen», ferner ein lebensphilosophischer Vitalismus als «eine Ontologie von immediatem «Leben»» (S. 30). Hans Moser will dafür ein positivistisches, «quellengestütztes, historisch-kritisches Verständnis dessen entwickeln, was spontan «Tradition» heisst» (S. 31). Aber auch er spricht 1929 psychologisierend von einer «naturhaft sinnliche[n] Veranlagung des Volkes» (S. 32, Anm. 20) – eines Volkes, dem immer noch die «Gebildeten» in der Tradition der Unterscheidung von *vulgus* und *populus* gegenübergestellt werden. Er steht mit einem solchen vitalistisch-teleologischen Konzept nicht im Gegensatz zur «völkischen Wissenschaft». Er setzt später in seinen Texten stammesmässig für nordisch (S. 35), vitalistisch für völkisch (S. 38, 41) und denkt an «unterbewusst überlieferte Gesetze» (S. 38, zitiert aus einem Text von 1935). Ähnlich tauschen Adolf Bach, Bruno Schier und Walter Hävernack nach 1945 einfach Begriffe aus – so «skandinavisch» gegen «nordisch».

Die Volkskunde war «entscheidungsrelevanter Bestandteil der Vernichtungs- und Rassenpolitik des NS-Staates und seiner faschistischen Zukunftspläne» (S. 56, Anm. 91). So schlug Bruno Schier um 1943 der Reichsführung-SS für die Slowakei die Assimilation geeigneter Bevölkerungsteile vor, daneben aber, «rassisch unerwünschte und störende Elemente durch eine stille Aussiedlung zu beseitigen» (S. 56, Anm. 91). Auch er entfaltet einen völkisch-evolutionistischen dynamisch-teleologischen Kulturbegriff. Günter Wiegelmann war es, der Anfang der 1980er-Jahre die Kulturraumforschung durch einen «diffusionstheoretischen Ansatz sozial-, wirtschafts- und alltagshistorisch erweitert und verändert» (S. 57) hat und diesen auf die Regionalismusforschung anwendet. Er

wird aber nur beiläufig erwähnt. Helmut Groschwitz erinnert an Neuausrichtungen und Neuinterpretationen der Kulturraumforschung nach 1945 im Rahmen des *Atlas der deutschen Volkskunde* (S. 253–268).

Versandende internationale Akzentuierungen: Die kulturspezifischen und von der Anthropologie inspirierten Themen der UNESCO, beginnend mit der Auseinandersetzung um die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte bis zu den Kulturkonferenzen von Nairobi, Mexiko City und Stockholm, spielen in der Europäischen Ethnologie keine Rolle, auch nicht die Kulturpolitik des Europarates oder der EU. Die Themen des World Council on City Data (WCCD) oder der UNESCO mit dem Report von 2000 gehen an ihr weitgehend vorbei. Erst wenn es um das *intangible cultural heritage* geht, wird das Interesse geweckt, so in Göttingen und in Innsbruck. In Erinnerung gerufen wird, dass es eine international akzentuierte Diskussion gibt. Anita Bagus untersucht «Internationalisierungsprozesse in der Volkskunde/Europäischen Ethnologie nach 1945» (S. 63). Es gibt die CIAP (S. 67). Sie verändert später aufgrund der Initiative jüngerer Folkloristen das Spektrum und wird Société internationale d'ethnologie et de folklore (SIEF, S. 70) genannt. Es gibt ferner die Commission for the History and Development of European Agriculture (S. 242). Nur punktuell etabliert sie Zusammenarbeit auch über Ost-West-Grenzen. Die Arbeiten von Wiegelmann zeigen sich von der schwedischen Forschung beeinflusst.

Helmut Dölker (1904–1992) und Leopold Schmidt (1912–1981) bestehen in den internationalen Diskussionen auf der Fachbezeichnung «Volkskunde» statt «Europäische Ethnologie» (S. 77). Anita Bagus versucht, eine Erklärung dafür zu finden: «Was hätte die Öffnung hin zur Ethnologie/Anthropologie auf nationaler Ebene bedeutet? Hier ist der fachgeschichtliche Hintergrund der NS-Vergangenheit zu bedenken, welcher nach 1945 zu einem Rückzug in

philologische Fachtraditionen verbunden mit der Berufung auf die abendländische Kultur als Rehabilitierungsargument führte, um die Zukunft des Faches auf dem geisteswissenschaftlichen Erbe aufzubauen. [...] Volkskunde als Wissenschaft der überlieferten Ordnungen verweist auf nationale oder gar regionale Verortung und entsprach nicht nur der philologisch-historischen Methode, sondern deutet vielmehr auf einen methodologischen Nationalismus, sprich: auf ein Sonderwegstheorem statt auf Internationalisierung hin.» (S. 77)

Gerhard Heilfurth favorisiert die Anlehnung an die US-amerikanische Kulturanthropologie (S. 77 f.). Aber während die Akteure aus der DDR «mit ihrer Orientierung an der sowjetischen Ethnografie interdisziplinäre Offenheit signalisierten», war die «westdeutsche Volkskunde [...] nicht nur im nationalen, sondern auch im regionalen Korsett gefangen» – vielleicht, so wird vorsichtig formuliert, war die «Entwicklung der Europäischen Ethnologie» eher «durch spezifisch nationale Regionalismen und innerfachliche Konkurrenz behindert» als «durch die Systemkonkurrenz im Kalten Krieg» (S. 85, hier wird auch die DDR kurz erwähnt).

Es gibt keine «international geläufige Disziplin, in der alle Angehörigen verstanden werden und sich einander verständlich machen können» (S. 424). Mit Recht klagt Friedemann Schmoll darüber, dass Ende der 1940er-, Anfang der 1950er-Jahre die Versuche, sich auf gemeinsame Begriffe, Theorien und Methoden zu einigen, erfolglos sind, und er schreibt über die Zeit nach 1965: «Die Erneuerung und Reformierung in Richtung einer modernen kulturanalytischen Wissenschaft vollzog sich nicht in internationalen, sondern dezidiert in nationalen Zusammenhängen. Ein angestrebtes Miteinander kulturanthropologisch geprägter, ethnologischer und volkskundlicher Strömungen war von einem nun wieder beziehungslosen Nebeneinander

abgelöst worden.» (S. 429 f.) Das «Beharren im Kleinen» vernachlässigt «Perspektiven, die dezidiert Wechselbeziehungen zwischen Wissenschaft und Gesellschaft, international übergreifende Bedingungen, Faktoren und Tendenzen in den Blick nehmen» (S. 427). Wie das ganze Buch wirkt auch diese Klage wie die Bestätigung dafür, dass die Bezeichnung Europäische Ethnologie sinnvoll ist.

Die Sozialwissenschaften können mit verhaltensleitenden kulturellen Prägungen nicht recht umgehen. Die geisteswissenschaftlichen Disziplinen haben sich den Titel «Humanwissenschaften» von den naturwissenschaftlichen «human sciences» stehlen lassen. Die «kulturalistische Wende» kommt vielfach von aussen zu den Ethnologen. Kulturelle Dimensionen von Ökologie, Klimawandel und Anthropozän sind mindestens im deutschsprachigen Raum nicht ihre Themen. Auch bei der Analyse blickdichter Parallelwelten, Filterblasen, Echokammern und Verschwörungstheorien sind sie nur gelegentlich beteiligt. Die Europäischen Ethnologen bleiben bei klein-klein. Kooperationen zwischen Volks- und Völkerkunde in Deutschland gibt es nur punktuell. Dass über lokales Wissen in der Völkerkunde schon lange diskutiert wird, findet keine Erwähnung. Manches ist ja noch viel schlimmer: Die literaturwissenschaftlich fokussierte Kulturwissenschaft interessiert sich für die Europäische Ethnologie als Kulturwissenschaft überhaupt nicht, die Ethnologie auch nicht. In der Geschichte der Völkerkunde von Petermann erscheint sie nicht, ebenso wenig bei Tim Ingolds *Anthropologie – was sie bedeutet und warum sie wichtig ist*. Allzu gern wird auch vergessen, dass es in der ehemaligen Sowjetunion Völkerkunde und Kultur-anthropologie gab. Der sowjetische Autor Julian Bromlej wird mit seiner Theorie der Ethnogenese, die 1977 auf Deutsch erschienen ist, kaum beachtet.

Im frühen 21. Jahrhundert gibt es neue Ansätze zur Internationalisierung, auf die Sophie Elpers, Vizepräsidentin der SIEF, hinweist (S. 435). Wie weit sie tragen, wird sich zeigen. Sie kommentiert mit einem Blick auf die Erforschung volkskundlicher Wissenschaftsgeschichte aus internationaler Perspektive und fragt, «welches Wissen international aufgenommen wird und welches nicht» (S. 433). Und sie fragt nach Interdisziplinarität und Netzwerken der «(undisziplinierten) Disziplin» (Bendix) und der Achillesferse der Trennung von Folklore und Ethnologie (S. 435) sowie nach der «verstehend-empathischen Wissenschaft vom Menschen» (S. 436 und Einleitung). Das Einzige, was groteskerweise der Wissenschaft internationale Beachtung im intellektuellen Bereich verschafft hat, ist der siebenbändige Roman *Das Büro* von J. J. Voskuil (1926–2008) über seine Arbeit im volkskundlichen und sprachwissenschaftlichen Forschungsinstitut der niederländischen Akademie seit 1957. Die Arbeitsstelle wird nach dem Erscheinen des Romans stigmatisiert und wäre beinahe geschlossen worden.

Gegenwartsvolkskunde in Latein? Dargestellt wird auch die von Walter Hävernicks in Hamburg ab 1947 betriebene Modernisierung zeitgenössischer empirisch-ethnografischer Methoden. Zugestanden wird Hävernicks ein analytisch-präziser Blick auf die Gesellschaft (S. 367) – aber was bedeutet das? Als «Prügelprofessor» wird er bekannt durch das Buch *Schläge als Strafe*, in dem er das Verprügeln von Kindern als «lebendige Sitte» (S. 342) beschreibt und das so gut dokumentiert, dass man das Buch in der Auslage von Sexläden findet. Dieses Buch wurde in der linken Szene heftig kritisiert. Vorgeschlagen hat er, wissenschaftliche Arbeiten in Latein zu veröffentlichen und sie nur mit der «Deutungshilfe von Expertenseite» (S. 366) zu verbreiten. Dass er als Unterzeichner eines Aufrufs gegen die damals in der BRD vorbereiteten «Not-

standsgesetze»¹ erschien, wirkte für mich einst als Widerspruch. Nach den sozialen Kontexten der Nutzung von Kleidung fragt er am Beispiel von Matrosenanzügen. Er will «die anhand der historischen Trachten des 18. und 19. Jahrhunderts erworbenen Erkenntnisse über den Zusammenhang zwischen Dingen, sozialen Verhältnissen und internalisierten Vorstellungen und Werten auf die Gegenwart [...] übertragen» (S. 395). Ob Hävernicks dies tat, ohne einen Zusammenhang zu sehen zwischen der Mode des Matrosenanzugs und der 1896 beginnenden, die Spannungen zu England verschärfenden imperialen Flottenpropaganda des wilhelminischen Kaiserreichs, wird nicht gefragt.

Ausschliessen und vergessen: Die Geschichte der Volkskunde/Europäischen Ethnologie ist immer auch eine Geschichte des Ausschliessens, Weglassens und Verdrängens. Dazu gehören in der Vergangenheit das zensierende Vorgehen der Sammler, wenn es um Sexualität geht oder die populäre Kultur der jüdischen Bevölkerung (im *Österreichischen Volksliedwerk* ist sie zu Beginn einbezogen, spielt aber später keine Rolle mehr). Auf beide geht der genannte Band *Völkische Wissenschaft* ein. Die früher eher weniger beachteten oppositionellen Überlieferungen werden erst von Wolfgang Steinitz in der DDR aufgegriffen. Nach 1945 ist es in Ost und West lange Zeit eine Geschichte der Ausgrenzung von Diskursen. Marxismus fehlt im Westen weitgehend (Ernst Bloch als punktuelle Ausnahme), im Osten fehlen die Frankfurter Schule der Soziologie von Horkheimer und Adorno, die freilich auch im Westen lange Zeit keine grosse Rolle spielen, und die nichtorthodoxen linken Theoretiker. Mit Georg Lukács, Ernst Bloch und allem,

was damit in Verbindung gebracht werden kann, darf man sich nach 1956 in der DDR auch nicht mehr auseinandersetzen. Auch bei dem zu rezensierenden Buch denkt man manchmal eher an Vergessen und Ignorieren statt an Anknüpfen: Teile der Fachgeschichte werden übergangen, manche anscheinend durch Nichterwähnung sogar verleugnet. Helmut Fielhauer, in den 1970er- und 1980er-Jahren einflussreich in Wien, wird nicht genannt, ebenso wenig wird die *Völkische Wissenschaft* von 1994 erwähnt. Die österreichischen Beiträge «vergessen» auch das als gedruckte Publikation nie erschienene, wohl aber digital verfügbare Sammelwerk *Volkskunde in Österreich* von 2011. Und bei der Schweiz vermisst man alles, was nach Niederer geschehen ist.

Fazit: Das Buch ist alles andere als eine Wissensgeschichte der Volkskunde/Kulturwissenschaft in Europa nach 1945 – es sind nur ein paar Facetten.

Zitierte Literatur:

- Braun, Karl: Stand und Aufgabe der Volkskunde in der sowjetischen Besatzungszone. Gerhard Heilfurths Expertise zur DDR-Volkskunde für das Bundesministerium für Gesamtdeutsche Fragen 1957. In: Johannes Moser, Irene Götz und Moritz Ege (Hg.): Zur Situation der Volkskunde. Orientierungen einer Wissenschaft zur Zeit des Kalten Krieges. Münster: Waxmann, 2015 (Münchener Beiträge zur Volkskunde 43), S. 139–156.
- Luidold, Lucia und Ulrike Kammerhofer-Aggermann (Hg.): Bräuche im Salzburger Land. Zeitgeist – Lebenskonzepte – Rituale – Trends – Alternativen. Eine dreiteilige CD-ROM-Reihe, erweiterte Gesamtausgabe 1–3 (Salzburger Beiträge zur Volkskunde 13–16), Salzburg 2002–2005.
- Brinkel, Teresa: Volkskundliche Wissensproduktion in der DDR. Zur Geschichte eines Faches und seiner Abwicklung. Münster, Berlin: Lit, 2012.
- Bromlej, Julian: Ethnos und Ethnographie. Berlin: Akademie Verlag, 1977 (Veröffentlichungen

1 Zu den Notstandsgesetzen von 1969 siehe den entsprechenden Eintrag bei Wikipedia, de.wikipedia.org/w/index.php?title=Deutsche_Notstandsgesetze&oldid=197184584, 28. 2. 2020.

- des Museums für Völkerkunde zu Leipzig, 28), zuerst Russisch, 1973.
- Ingold, Tim: Anthropologie – was sie bedeutet und warum sie wichtig ist. Wuppertal: Edition Trickster, 2019.
- Kuhn, Konrad J.: «Beschauliches Tun» oder europäische Perspektive? Positionen und Dynamiken einer volkskundlichen Kulturwissenschaft in der Schweiz zwischen 1945 und 1970. In: Johannes Moser, Irene Götz und Moritz Ege (Hg.): Zur Situation der Volkskunde. Orientierungen einer Wissenschaft zur Zeit des Kalten Krieges. Münster: Waxmann, 2015 (Münchener Beiträge zur Volkskunde, 43), S. 177–203.
- Maus, Heinz: Zur Situation der deutschen Volkskunde. In: Die Umschau. Internationale Revue 3/1946, S. 349–359.
- Mohrmann, Ute: Ethnographie in der DDR. Rückblicke auf die Fachgeschichte (Berliner Blätter, 79), Berlin: Panama, 2018.
- Jacobeit, Wolfgang, Hannjost Lixfeld und Olaf Bockhorn in Zusammenarbeit mit James R. Dow (Hg.): Völkische Wissenschaft. Gestalten und Tendenzen der deutschen und österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Wien: Böhlau, 1994.
- Bockhorn, Olaf, Helmut Eberhart und Dorothea Jo. Peter (Hg.): Volkskunde in Österreich. Bausteine zu Geschichte, Methoden und Themenfeldern einer Ethnologia Austriaca. Innsbruck: Österreichischer Fachverband für Volkskunde, 2011.
- Weiss, Richard: Volkskunde der Schweiz. Erlenbach: Rentsch, 1946.

DIETER KRAMER

Hegner, Victoria: Hexen der Grossstadt. Urbanität und neureligiöse Praxis in Berlin. Bielefeld: Transcript, 2019, 327 S.

Berlin, so erfährt man, neige in puncto Selbstwahrnehmung tendenziell zur Hybris, und so kommt es wenig überraschend, wenn die Hauptstadt von sich behauptet,

die «grösste Hexendichte Mitteleuropas» (S. 131) aufzuweisen. Ob dies nun stimmt oder nicht, sei dahingestellt. Fakt ist, dass es in Berlin eine äusserst vitale und höchst heterogene Hexenszene gibt. Deren nähere Betrachtung verspricht – darauf haben Vorarbeiten mit anderen räumlichen Bezügen aufmerksam gemacht –, Aufschlüsse geben zu können über den kulturellen Umgang mit Transzendenz, Genderfragen und generellen gesellschaftlichen Erwartungshaltungen, welche wiederum individuelle Bedürfnisse und Sehnsüchte fördern. Es scheint also durchaus lohnenswert, dem Phänomen intensiver nachzuspüren. Das hat Victoria Hegner im Rahmen eines mehrjährigen ethnografischen Projekts (2009–2016) getan. Dessen Ergebnisse liegen nun als Monografie vor, bei der es sich gleichzeitig um die Habilitationsschrift der Autorin handelt.

Ausgehend von Robert Orsis Idee einer *urban religion* geht Hegner an der Schnittstelle von Stadtethnografie und kulturwissenschaftlicher Religiositätsforschung der Leitfrage nach, inwiefern sich eine «urbane Kultur und die Imagination des Städtischen» in die konkreten Aushandlungen neureligiöser Vorstellungen einschreiben. Die Studie verfolgt dabei zwei Ziele: Einerseits sollen «allgemeine Charakteristika» des Untersuchungsgegenstands herausgearbeitet, andererseits soll gezeigt werden, «dass die Hexenreligion in Berlin eben ein Berlinisches Phänomen» (S. 9) darstellt.

Nachdem die LeserInnen mit den beobachtungsleitenden Kategorien und methodologischen Prämissen der Studie vertraut gemacht wurden, erörtert die Autorin die Genese der rezenten «Hexenreligion». Solch eine historische Rückschau ist unerlässlich, um das Selbstverständnis heutiger AkteurInnen und deren tradierte sowie gelebte Auto-beziehungsweise Heterostereotype überhaupt differenziert einordnen und würdigen zu können. Diese etwas über 40 Seiten lange Darstellung kann bedenkenlos

als Überblick über transzendent grundierte Lebensentwürfe und deren globale Diffusion im 20. und 21. Jahrhundert empfohlen werden. Die Lektüre bietet Erhellendes über Retraditionalisierungsprozesse, eine spezifische «feministische Wendung der Hexenreligion in Kalifornien» sowie über die Spielart einer «feministisch-christliche[n] Theologie». Das zweite Kapitel leitet einen Ortswechsel ein und richtet den Fokus dezidiert auf den Schauplatz Berlin beziehungsweise Westberlin. Es wird deutlich, dass hier die Geschichte einer «geteilten Stadt» erzählt werden muss. Im Zentrum steht dabei vor allem der Konflikt zwischen einem politischen und einem spirituellen Feminismus. Nachdem die historische Folie aufgespannt und die Bühne bereitet wurde, folgen die drei ethnografischen Kernkapitel der Arbeit. Dieser Aufbau kann als äusserst gelungen bezeichnet werden, da der Dreischritt eine zentrale Erkenntnis der Untersuchung veranschaulicht: Bei der Berliner Hexenreligion handelt es sich zunächst um eine «privatisierte religiöse Praxis», die vordergründig betrachtet hauptsächlich in den Wohnungen der Akteurinnen stattfindet – und demnach für die meisten Augen unsichtbar ist und bleibt. An dieser Stelle wird augenscheinlich, wie gewinnbringend ein qualitativ-empirisches Vorgehen ist, denn ohne diesen Zugang wären die «Stadtwohnungen als bedeutsame Orte für Religionen» (S. 167) nicht in den Blick geraten. Das sich daran anschliessende Kapitel fokussiert auf spezifische Rituale und diskutiert den Schwellenzustand zwischen Visibilität und Invisibilität. Hier bereichert Hegner die aktuelle ritualtheoretische Debatte um zwei wichtige Einsichten: Zum einen kann die Relevanz des konkreten Ritualortes herausgearbeitet sowie die Idee der «liminalen Orte» überzeugend konzeptionell geschärft, zum anderen ein in den Sozial- und Kulturwissenschaften eingeübter Tageszentrismus kritisch hinterfragt werden. Im letzten Kapitel widmet

sich die Autorin dem – im Kontrast zu den vorherigen Ausführungen – zunächst überraschenden Befund, dass sich die interviewten und begleiteten Hexen verstärkt in den «öffentlichen Raum» begeben und an Veranstaltungen wie etwa der «langen Nacht der Religionen» partizipieren. Das tun sie unter anderem, um für die Anerkennung ihrer Überzeugungen als legitime Religion zu streiten – dass die AkteurInnen hierbei auf Strategien und (Selbst-)Erklärungsmuster der bereits etablierten monotheistischen Religionen zurückgreifen, ist eine aufschlussreiche Beobachtung. In diesem Zusammenhang konturiert Hegner mit dem *religious broker* eine «neuartige urbane Sozialfigur» (S. 266), die versucht, auf die Herausforderungen der Postmoderne zu reagieren, indem sie zwischen unterschiedlichen Referenzrahmen oszilliert.

Mit ihrer Arbeit zeigt Hegner sehr eindrucksvoll die Bemühungen der Berliner Hexen auf, adäquate Lösungen auf die Fragen zu finden, wie ein dezidiert naturaffines Weltbild mit einer als naturfeindlich empfundenen Grossstadt sinnvoll verbunden werden kann und wie mit jenen Vorwürfen umgegangen werden soll, die besagen, die Hexenreligion transportiere per se rechtsextremes Gedankengut. Es sind dann auch eher Kleinigkeiten, die den Rezensenten bei der Lektüre irritiert haben. Bisweilen schlägt Hegner apodiktische Töne an, die nicht so recht zur ansonsten ausgewogenen und selbstreflexiven Diktion passen. Die Aussage, dass Objektivität eine «Idee» sei, «die man doch berechtigterweise als unhaltbar herausgestellt hatte» (S. 33), ist stark von einem konstruktivistischen Impetus getragen. Dass Objektivität nicht ausschliesslich als ein gottgleicher «Blick von nirgendwo» (Thomas Nagel) verstanden werden muss, verdeutlichen aktuelle internationale Debatten der Erkenntnistheorie (Stichwort: Realismus). Und wenn alles durchmachtet sei, wie unter Bezugnahme auf Foucault konstatiert wird, dann mag

sich die Frage stellen, welchen Zweck die disziplinären Denominationen haben sollen, die im Text bisweilen vorgenommen werden. Der Begriff der Volkskunde wird hier augenscheinlich gleichgesetzt mit Rückständigkeit (S. 40). Dieser Eindruck wird durch die Reproduktion des gängigen Topos erhärtet, Heinz Maus habe sich 1946 für die Abschaffung der Volkskunde ausgesprochen. Dass Maus vielmehr für eine ethnografische Neuausrichtung des Faches plädiert hat und sich seine Kritik ausschliesslich auf die «volkstümelnde» Variante bezog, wird meist unterschlagen. Die Arbeit weist noch weitere Stellen auf, die mit spitzer Feder geschrieben sind, aber genau diese Stellen dürften durch den provokanten Gestus sicherlich eher zur produktiven Reflexion eigener Standpunkte anregen. Zum Beispiel ist es der Autorin sehr wichtig, ihr methodisches Vorgehen als Ethnografie zu bezeichnen und dezi- diert von einer Feldforschung abzugrenzen. Ethnografie, das schreibt Hegner, sei mehr. Dies leitet zu einer klugen und mutigen Diskussion über, die in dem Plädoyer mündet, sich ernsthaft und vollständig auf das untersuchte Feld einzulassen. Das in diesem Zusammenhang stets dräuende *going native* wird gewissermassen entstigmatisiert und als mögliche Forschungspraxis nutzbar gemacht. Freilich muss man der Autorin nicht in jeder Hinsicht folgen, aber die Gedanken, die Hegner hinsichtlich methodologischer (und letztlich auch forschungsethischer) Fragen entwickelt, sind für die Diskussionen, was unser Fach leisten kann und was eher nicht, äusserst bereichernd. Inwiefern das alles im Rahmen der vorgelegten Monografie konsequent umgesetzt wurde, ist nicht leicht zu beantworten. Um dem Anspruch, ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Nähe und Distanz zu schaffen, gerecht werden zu können, hat sich Hegner dazu entschieden, jedem Kapitel einen auch schriftbildlich vom restlichen Fliesstext abgehobenen

Ausschnitt aus den eigenen Feldnotizen voranzustellen. Diese Passagen bieten sehr lebhaft und intime Eindrücke, was nicht zuletzt daran liegt, dass die Autorin dieses attraktive, aber doch auch sehr schwierige Genre beherrscht. Allein die Kürze dieser Passagen hat den Rezensenten mit Blick auf den theoretischen *Vorlauf* etwas überrascht. Und vielleicht ist es seiner Vorliebe für lebensgeschichtliche Kontextualisierungen geschuldet, dass bei der Lektüre nicht selten der Wunsch aufkam, etwas ausführlicher über die Biografien der begleiteten Menschen informiert zu werden – gerne in ihren eigenen Worten. Dies hätte auch noch bessere Anknüpfungspunkte für eine Biografieforschung ermöglicht. Dies soll aber nicht als Kritik missverstanden werden, ist der Anspruch des Buchs doch letztlich ein anderer. Wie sehr die neureligiöse Praxis in Berlin der Gegenwart mit urbanen Infrastrukturen und Mentefakten verwoben ist, hat Victoria Hegner eindrücklich herausgearbeitet. Ob es sich hierbei aber tatsächlich um einen Sonderfall handelt, müssen nun weitere Mikrostudien mit Regional- und/oder Lokalfokus zeigen. Aus kontrastiven Gründen sollten auch primär rural geprägte Orte in den Blick genommen werden, denn inwiefern die nicht selten kolportierte Stadt-Land-Dichotomie in der Gegenwart überhaupt noch haltbar ist, stellt eine rein empirische Frage dar. Und unser Fach, das zeigt Hegners Studie, verfügt über das nötige Instrumentarium, um sich zu dieser Frage substanziell äussern zu können.

MIRKO UHLIG

Koch, Georg: Funde und Fiktionen. Urgeschichte im deutschen und britischen Fernsehen seit den 1950er Jahren. Diss.

Göttingen: Wallstein, 2019 376 S., Ill.

Bei *Funde und Fiktionen* handelt es sich um eine 2018 abgeschlossene Dissertation, die sich des Bildes der Urgeschichte im deut-

schen und englischen Fernsehen annimmt. Entstanden ist sie im Rahmen des interdisziplinären Verbundprojekts «Living History» am Zentrum für Zeithistorische Forschung in Potsdam. In der Studie geht es um «dokumentarische Fernsehsendungen zu urgeschichtlichen Themen» (S. 8). Die Arbeit gliedert sich in fünf Teile, die wiederum in kleinere Kapitel unterteilt sind.

Den Einstieg macht «Urgeschichte und Fernsehen – Eine Wissensgeschichte von Funden und Fiktionen». In den frühen 2000er-Jahren ist von einer Begeisterung des breiten Publikums für alles Prähistorische auszugehen. Die Periode der Urgeschichte oder Prähistorie wird meist als Zeitraum vom ersten Auftreten menschenähnlicher Wesen bis zum Aufkommen erster Schriften gefasst. Es handelt sich also um eine lange Zeitspanne, die der Interpretation bedarf. Dokumentarische Fernsehsendungen zu dem Thema stellen keine neue Entwicklung dar, die BBC hatte seit den 1950er-Jahren Dokumentationen zur Prähistorie im Programm. Die Frage nach der populären Darstellung der (Ur-) Geschichte ergibt ein eigenes Forschungsfeld, die sogenannte *public history*, wobei sich Koch hier auf die von Philipp Sarasin vorgeschlagene Wissensgeschichte bezieht, welche auf einem zwischen Experten- und Laienkreisen zirkulierenden Wissen aufbaut. Es geht Koch darum nachzuzeichnen, wie populäre Archäologiesendungen seit den 1950er-Jahren historisieren. Zudem sucht er eine transnationale Perspektive, indem er England und Deutschland anschaut. Er bezieht sich auf ein Sample von total 67 Sendungen, die den Zeitraum von den 1950er-Jahren bis und mit 2010 umfassen; insbesondere beachtet wurden Sendungen, die zur Primetime liefen, von denen also angenommen werden kann, dass sie ein grosses Publikum erreichten. Weiter führte Koch Interviews mit Wissenschaftler*innen, Fernsehverantwortlichen und Darsteller*innen.

Der zweite Teil, «Bewegte Urgeschichte in Deutschland und Grossbritannien bis 1970», geht auf die national unterschiedlichen Forschungstraditionen ein und die Frage, wie diese das Bild der Urgeschichte auch ausserhalb der Forschung prägten. Der unterschiedliche Umgang (in Grossbritannien eher spielerisch und offen gegenüber dem neuen Medium Fernsehen, in Deutschland eher ernsthaft und mit wenig Interesse an populären Medien) hängt mit den jeweiligen Fachgeschichten zusammen. Deutschlands von völkischer Urgeschichte und nationalsozialistischen Exzessen geprägter Fachgeschichte, was in einer gewissen Theoriefeindlichkeit in der Nachkriegszeit resultiert, steht eine Urgeschichte Grossbritanniens gegenüber, die als «unbeschwert» bezeichnet wird, deren Vertreter sich als Nachfolger der sammelnden *antiquarians* des 19. Jahrhunderts verstehen, auch im Bemühen, die lokale Bevölkerung in die Ausgrabungen einzu-beziehen, was die Akzeptanz des Faches in ausseruniversitären Kreisen fördert. Besonders im Fernsehen der 1950er- und 60er-Jahre brachten es die beiden Archäologen Mortimer Wheeler und Glyn Daniel zu einiger Prominenz, was sie mehrheitlich, aber nicht nur als positiv für das von ihnen so vertretene Fach Archäologie annahmen, sodass gewissermassen von einer Tradition britischen «archaeotainment» (S. 88) gesprochen werden kann.

Dennoch kannte auch die BRD eine Popularisierung, genannt sei nur C. W. Ceram mit seinem Bestseller *Götter, Gräber und Gelehrte* (1949). Weiter weist Koch darauf hin, dass einige der Filme prähistorischen Inhalts in den 1960er-Jahren mit antisemitischen Vorurteilen beladen sind. In Anbetracht dessen, dass es sich teilweise um semifiktionale oder fiktionale Geschichten handelt, bleibt die Frage, inwiefern die Filme von Konventionen beeinflusst sind, welche die einschlägigen Romane des 19. und frühen 20. Jahrhunderts prägten, die

voll sind von rassistischen und kolonialistischen Darstellungen.¹

Der dritte Teil nennt sich «Die Emanzipation des Fernsehens von der Wissenschaft (1970–1990)» und geht somit schon auf eine der wichtigen Veränderungen in dem Zeitraum ein, was auch mit grundlegenden Entwicklungen in den Medienlandschaften seit den 1960er-Jahren zusammenhängt. Englische Archäologie bis Ende der 1950er-Jahre wollte neue Funde machen und diese in ihre Geschichte einbetten, häufig auch mittels fiktionaler Erzählmodi, ab den 1960er-Jahren wandelte sich Archäologie zu einer nur noch akademisch betriebenen Disziplin. Tendenzen der *new archaeology*, die sich naturwissenschaftlichen Techniken und Methoden öffnete, wurden integriert. Das hatte Auswirkungen auf die archäologischen Sendungen, die im britischen Fernsehen gezeigt wurden. Die Sendungen berichteten zusehends über Grabungen und Funde ausserhalb der britischen Inseln und das Studio wurde vielfach verlassen. Zugleich kam die «Dänikenitis» (S. 111) auf, Pseudoarchäologie erfuhr regen Zuspruch. Verbreitet wurden solche Ansätze vor allem in populären Presseerzeugnissen. Glyn Daniel sah sie durchaus als Bedrohung an, seine Kritik richtete sich vor allem gegen Erich von Däniken und dessen Erstling *Erinnerungen an die Zukunft* (1968). Pseudowissenschaften bieten einfache Erklärungen für komplexe Erscheinungen und Rätsel, hierin liegt wohl einer ihrer Hauptreize. Paläo-SETI-Ansätze (SETI steht für «search for extraterrestrial intelligence») im Stile von Dänikens erfreuen sich im Kino und in Fernsehserien bis heute einiger Beliebtheit. Die akademische

Wissenschaft aber vernachlässigte diese alternativen Deutungsansätze laut Koch meist. Dieser Befund kann meiner Meinung nach nicht ganz unkommentiert stehen bleiben: 2017 ist endlich die Dissertation *Götter-Astronauten* von Jonas Richter über das mehrere Jahrzehnte und verschiedene literarische Genres umfassende Werk von Dänikens erschienen, bereits 1967 hat sich Sergius Golowin, der durchaus der Volkskunde zuzurechnen ist, mit den *Göttern der Atom-Zeit* befasst, und 1977 schrieb die Erzählforscherin Linda Dégh zu *UFO's and How Folklorists Should Look at Them* in der Erzählforschungszeitschrift *Fabula*.²

Ab den späten 1970er-Jahren kannte das ZDF mit den Formaten «Reportagen aus der Alten Welt» und «Terra X» Sendungen, die sich als Reaktion auf die Popularität von Dänikens mit Archäologie auf seriöse Weise befassten, aber auch die Sehnsucht nach fremden Ländern und Exotik bedienten. Ab dem Zeitpunkt war auch ein erstarktes Interesse des breiteren Publikums an Geschichte auszumachen, was sich in ausserordentlich hohen Besucherzahlen in historischen Ausstellungen ausdrückte. Technikinteressierte entdeckten die experimentelle Archäologie, die im deutschen Raum bereits unter den Nationalsozialisten eine Blüte erlebt hatte, als Betätigungsfeld. Spielte diese in der Nachkriegszeit in Deutschland nur noch eine unbedeutende Rolle, konnte sie sich in Grossbritannien und Skandinavien halten. Insbesondere ihr Beitrag zur Vermittlung archäologischen Wissens wurde hervorgestrichen. Dies entdeckte auch das Fernsehen. Diese Ent-

1 Vgl. die Studien von Guillaumie, Marc: *Le roman préhistorique. Essai de définition d'un genre, essai d'histoire d'un mythe*. Limoges: PULIM, 2006; Ruddick, Nicholas: *The Fire in the Stone. Prehistoric Fiction from Charles Darwin to Jean M. Auel*. Middletown: Wesleyan University Press, 2009.

2 Richter, Jonas: *Götter-Astronauten. Erich von Däniken und die Paläo-SETI-Mythologie*. Diss. Göttingen 2015. Berlin: Lit, 2017 (Perspektiven der Anomalistik, 5); Dégh, Linda: *UFO's and How Folklorists Should Look at Them*. In: *Fabula* 18/1 (1977), S. 242–248; Golowin, Sergius: *Götter der Atom-Zeit. Moderne Sagenbildung um Raumschiffe und Sternensmenschen*. Bern, München: Francke, 1967.

wicklung beobachteten die universitären Archäolog*innen mit kritischem Blick. *Living history* und Reenactment gehören seit den 1970er-Jahren zu den Standards vieler Museen. Archäologisches Wissen wurde nun zusehends von Wissenschaftsjournalist*innen vermittelt und nicht mehr von entsprechenden Fachakademiker*innen.

Im vierten Teil geht es um «Urgeschichte jenseits der Wissenschaft (1990–2010)». Zunehmend wurden archäologische Sendungen zur Primetime gesendet, was auch mit inhaltlichen Veränderungen einherging, faktenbasiertes Wissen geriet eher ins Hintertreffen, während Spielszenen – tendenziell fiktiven Charakters – an Gewicht gewannen, sodass Koch diese Art der Aufbereitung «Archäotainment» (S. 153) nennt. Zunehmend sind auch Emotionalisierungsstrategien verbreitet, in der Darstellung finden sich Anleihen bei Tierdokumentationen ebenso wie beim Spielfilm. Hier kommt Koch auch auf Stanley Kubricks oft dem Genre der *prehistoric fiction* zugerechneten Film *2001 – A Space Odyssey* (1968) und auf Jean-Jacques Annauds sehr freie Adaption von J.-H. Rosnys *La guerre du feu* (1981) zu sprechen, die quasi als Vorbilder für diese Art der Vermittlung der Vorzeit gelten mögen. Geschichten werden personalisiert, damit die Emotionalisierung der Zuschauenden besser funktioniert, auch die alte, vom kulturellen Evolutionismus aufgebrachte Vorstellung des Frauenraubes wird in den Begegnungen zwischen *Homo sapiens neanderthalensis* und *Homo sapiens sapiens* gerne bemüht. Die Filmemacher beschreiten hier einen schmalen Grat zwischen «dokumentarischem Anspruch und unterhaltender Darstellung» (S. 185), denn Geschichtsdokumentationen treten oftmals mit einem Authentizitätsanspruch auf. Dies geschieht mit Referenz auf Wissenschaft, gerne werden Archäolog*innen als Expert*innen in die Sendungen integriert.

Emotionalisierungsstrategien, wie sie Szenen mit menschlichen Akteur*innen darstellen, dienen dazu, die Aufmerksamkeit des Publikums zu binden; diese nennt Koch in Anlehnung an eine ZDF-Redakteurin «Paläo-Poesie» (S. 193). Bei der audiovisuellen Wiedergabe der Vergangenheit geht es nicht um die Wiedergabe einer einstigen Wirklichkeit, es geht um Sinnvermittlung. Es werden aktuelle Debatten in einer (fiktiven) Vergangenheit verhandelt. Erzählungen über die Ursprünge der Menschheit und ihre Entwicklung sind sogenannte *master narratives* (von Koch «Meistererzählungen» genannt), die komplexe Zusammenhänge auf einfache Grundmuster reduzieren. Anders als die überkommenen *master narratives* der Geschichtsschreibung mit ihrem nationalen Fokus zielen solche im Bereich des kulturellen Evolutionismus auf die Menschheit als Ganzes; die Urgeschichte wird zur gemeinsamen Geschichte und Herkunft der Menschheit. Die Entwicklung des modernen Menschen wird als zielgerichtete, chronologische Geschichte erzählt.

In den frühen 2000er-Jahren kamen verschiedene *living history*-Formate auf, die die Steinzeit als «Sehnsuchtsort» (S. 229) feiern. In Fernsehdokumentationen seit dem Jahr 2000 gewannen Spielszenen zusehends an Gewicht, besonders *living history*-Formaten ist eigen, dass sie eigentlich der Verhandlung der Gegenwart dienen. Die erste entsprechende Sendung war 1978 *Living in the Past* von BBC (ein 13-monatiger Versuch, wie die Leute vor 2000 Jahren zu leben). Meist wird in solchen Formaten auch davon ausgegangen, dass sie einen Mehrwert für die archäologische Forschung (vergleichbar der experimentellen Archäologie) produzieren. Es geht um ein als ganzheitlich verstandenes Erleben der Vergangenheit. Auch der Topos Entschleunigung, der Ausbruch aus dem hektischen Alltag des frühen 21. Jahrhunderts, wurde von den Probanden und begleitenden Forschern der neueren Sendungen oftmals genannt,

der mit einer «Neolithisierung» des Alltags einhergeht. Weiter wird das Gemeinschaftserlebnis als eindrückliche Erfahrung genannt. Es ist eine Feier «der Einfachheit, der Naturverbundenheit und de[s] Leben[s] in grösseren Gemeinschaften» (S. 255), was sich in solchen Sendungen präsentiert. Die Reenactmentszenen in den Dokumentationen gingen einher mit einer Reduktion kritischer Stimmen in den Filmen, die die Forschungspraxis und deren Geschichtlichkeit beleuchteten.

Der Prähistorikerin Brigitte Röder zufolge ist das Interesse am Urgeschichtlichen damit zu erklären, dass entsprechende Medienprodukte soziale und politische Agenden setzen, gerade in Bezug auf Genderrollen und Familienverhältnisse, die oftmals tradierten bürgerlichen Rollenmustern folgen: der Mann als Jäger, die Frau als Sammlerin. Die Beschäftigung mit Genderrollen ist in der archäologischen Forschung in den 1960er-Jahren aufgekomen. Die Stereotype spiegeln sich im wiederholt präsentierten Frauenraub, der die Frauen als passive Wesen zeigt. Solche stereotypen Darstellungen von Gender haben bis heute Bestand. Die Arbeitsteilung und eine entsprechende Spezialisierung der Geschlechter werden in den Dokumentationen als wichtige evolutionäre Leistung der Spezies Mensch gefeiert. Archäologisch lässt sich eine strikte Arbeitsteilung jedoch nicht nachweisen. Geschlechterunterschiede werden so als natürlich dargestellt und perpetuiert. Die Vorstellung, dass in der Urzeit der «natürliche» Urzustand» (S. 275) zu finden sei, drückt sich auch in der Ratgeberliteratur aus. Als Beispiel nennt Koch die Paläodiät, aber dabei handelt es sich keineswegs um eine neue Erscheinung; bereits 1922 erschien William J. Fieldings *The Caveman within Us. His Peculiarities and Powers. How we Can Enlist his Help for Health and Efficiency*, ein Buch mit dem Anspruch, alle möglichen modernen Gebrechen und Unwohlheiten überwinden zu helfen.

In der kollektiven Imagination gilt der Urmensch als übermässig behaart, roh und unkultiviert, dieses Bild bezieht sich seit seiner Entdeckung in der Mitte des 19. Jahrhunderts vor allem auf den Neandertaler. Seit den 1980er-Jahren wird auch in den Dokumentationen ein positiveres Bild von ihm gezeichnet, siehe dazu die Ausgrabungen des amerikanischen Archäologen Ralph Solecki im irakischen Shanidar, 1971 präsentiert in seinem Film *Shanidar. The First Flower People* (S. 284 f.). Koch rollt die Entwicklung des negativen Bildes des Neandertalers auf, geht dabei auf Stevensons *The Strange Case of Dr. Jekyll and Mr. Hyde* (1886) ein, erwähnt die ziemlich sicher einflussreicheren Arbeiten von H. G. Wells *The Grisly Folk* (1921) und *The Outline of History* (1919/20) aber nicht, auf die der Nobelpreisträger William Golding 1955 in *The Inheritors* antwortete, einem Porträt friedfertiger Neandertaler, die von den blutrünstigen modernen Menschen gemeuchelt werden. Golding stellt die Neandertaler viel «primitiver» und affenähnlicher dar, als sie nach heutiger Auffassung waren. Koch kommt dann auf «Paläo-Fiction», ein literarisches Genre, das in der Forschung meist als «prehistoric fiction» bezeichnet wird, zu sprechen, ohne von der bestehenden Literatur Kenntnis zu nehmen (siehe Anm. 1). Als typisches Beispiel für dieses literarische Genre dient ihm Jean M. Auel's *The Clan of the Cave Bear* (1980; 1986 unter dem gleichen Titel verfilmt). Während in fiktionalen Texten das Bild des tumben Neandertalers weiter Bestand hat, hat sich sein Bild im Dokumentarischen gewandelt. Hier hat er seinen Auftritt als «edler Wilder», der über Jahrtausende im Einklang mit der Natur lebte. Zugleich wird er als der erste Europäer einer neuen Betrachtung unterzogen, was letztlich besagt, dass Europa seit Urzeiten eine kulturelle Einheit bildete (S. 298). So wird der Untergang der Neandertaler zum grossen Drama. Deutlich zeigt sich, dass

der Neandertaler als Projektionsfläche dient. Ganz generell lässt sich sagen, dass die Vergangenheit als Gegenmittel zur als hektisch empfundenen Gegenwart fungiert. Diese Fernsehdokumentationen in ihrer Verknüpfung von visuellen und narrativen Elementen bilden eine Meistererzählung, sie verbinden die Gegenwart mit der Vergangenheit und bieten «anschlussfähige Identifizierungsmöglichkeiten» (S. 308). Diese mythischen Erzählungen sind keine nationalen Narrative, sondern versuchen «Teilaspekte des menschlichen Zusammenlebens zu begründen» (S. 310). Die besondere Wirkkraft entfalten sie durch ihr «Versprechen, Wirklichkeit abzubilden» (S. 313). Sie dokumentieren das Bemühen des Fernsehens, auf unterhaltende Weise Wissen zu vermitteln. Die Art, wie dies geschieht, hat sich mit den Jahren geändert.

Mit Georg Kochs *Funden und Fiktionen* liegt eine über weite Strecken anregende Studie zur Darstellung der Vorzeit in Dokumentarfilmen vor, einem Feld, das bisher von der Forschung eher vernachlässigt worden ist. Mit viel Aufwand hat sich der Verfasser die entsprechenden Filme beschafft und angeschaut, um die darin wirkmächtigen Bilder der Vorzeit zu extrahieren. Dennoch bleiben bei mir einige Fragezeichen, etwa hinsichtlich der Auswahl der Quellen, besonders der Fokussierung auf im britischen und im deutschen Fernsehen gezeigte Sendungen. Mir ist wohl bewusst, dass Sendungen über nationale Grenzen hinaus verkauft und gesendet werden, dennoch hätten die vielen französischen Sendungen, die besonders im deutschen Fernsehen (Sendungsprofil von Arte!) gezeigt wurden, vielleicht etwas mehr in ihren Entstehungskontext gerückt werden sollen. Weiter, scheint mir, wäre es für die Studie ein Gewinn gewesen, wenn mehr noch auf die bestehende vor allem englischsprachige und französische Literatur zu *prehistoric fiction* eingegangen worden wäre. Dies vor allem, weil einige der

Filmemacher, Autoren und Regisseure auch in dem Feld der *fiction* aktiv waren und sind und weil, wie der Verfasser festhält, seit einigen Jahrzehnten eine Mischung von fiktionalem und faktuellem Erzählen in den Dokumentationen festzustellen ist. Zudem hätte für meinen Geschmack etwas mehr auf den jeweiligen Entstehungshintergrund und Kontext eingegangen werden können.

MERET FEHLMANN

Martínez, Francisco und Patrick Laviolette (Hg.): Repair, Brokenness, Breakthrough. Ethnographic Responses.

New York: Berghahn, 2019, 340 S., Ill.

Francisco Martínez und Patrick Laviolette gehören beide zu der Generation ethnografisch forschender Kulturwissenschaftler_innen, die sich von einem Kurzzeitvertrag zum nächsten hangeln und dabei den Wechsel von oft weit auseinanderliegenden Standorten in Kauf nehmen müssen. Das mindert nicht ihren Mut und ihre Energie, mit neuen Ideen für forschend zu erschliessende Felder und alternative, vermittelnde Textformate aufzuwarten. Die vorliegende Buchausgabe ist zugleich der erste Band der von den beiden neu gegründeten Serie *Politics of Repair* beim Berghahn Verlag – einer Serie, die sich zum Ziel setzt, das Reparieren und Instandhalten als analytischen Zugang zu nutzen, um zu erkunden, «how we think about and imagine social relations». Entsprechend berichten die Autor_innen von zwölf Kapiteln und dreizehn als Snapshots bezeichneten Texten auch nicht von Orten des Do-it-yourself, sondern illustrieren in meist ethnografisch unterlegten Einsichtnahmen von eklektischer Breite, was man mit den titelgebenden Begriffen des Reparierens, des Gebrochenseins und des Durchbruchs in Verbindung bringen könnte. Bereits das Umschlagbild stimmt auf Potenziale ein, die im Stillgelegten schlummern könnten:

An einem halb verfallenen Kontrollturm auf einem verlassenen Flugfeld, betongrau und leicht bemoost, vorbei schauen wir über Cornwalls Grün in Richtung hoffnungsvoll heller blauer und rosa Streifen unter Himmelsgrau am Horizont. Für eine ältere Leserin einer Textassemblage vornehmlich jüngerer Kolleg_innen ergeben sich Hinweise auf postpostmoderne Zustände, Lebensweisen in den materiellen Umständen bröckelnder oder auch einfach veralltäglichter einstiger Utopien, verquickte Biografien von Menschen, Dingen und Regimes – wahrgenommen durch zum Teil dichte Forschungsliteraturen rund um Kunst, Handwerk, Transformation und Persistenz. Der Mut, durch die Linse des Reparierens auf diese Orte und Praxen zu blicken, ist zumindest für mich auch charakteristisch für den Mut, in einer gegenwärtigen, unglaublich fordernden und in mancher Beziehung auch gebrochenen und reparaturbedürftigen universitären Welt das fachliche Instrumentarium weiterhin und nichtsdestotrotz kritisch und sprachlich wie bildlich kreativ einzusetzen.

In seiner Einleitung, konzipiert als «Handbuch des Zusammenbruchs für Insider», formuliert Martínez vier Ideen, die der Band auffächert und die hier abgekürzt und paraphrasiert übersetzt seien: 1. soziale Beziehungen werden aufrechterhalten im Verhältnis zum Aufrechterhalten und Nutzen des Gebauten; 2. jegliches Reparierte hat zwei Dimensionen – den tatsächlichen materiell erkennbaren Versuch und das symbolische Bemühen, das Fürsorge und nicht Verschwendung honoriert; 3. der Akt des Zerbrechens ist ansteckend und generiert eine Kette negativer Affekte und missglückter Beziehungen; 4. Gebrochenheit ist nicht gleichbedeutend mit Sinnlosigkeit, aus Unfällen generiert sich Energie und im Zerbrechen steckt auch eine Form, direkten Zugang zur Umwelt zu finden. Insbesondere der vierte Aspekt schimmert in vielen Beiträgen durch, aber

auch für die anderen finden sich Beispiele, die hier ausschnitthaft beleuchtet werden müssen, denn die ganze Fülle kann hier nicht referiert werden.

Tamta Khalvashi illustriert mit ihrem Beitrag zum Liftfahren in Hochhäusern von Tbilissi den ersten Gedanken. Die Lifte haben eigentlich ihre Nutzungszeit überschritten, und um die häufigen Reparaturen zu bezahlen, werden sie heute mit 10-Tetri-Münzen in Bewegung gesetzt. Wer schwer beladen mit Einkäufen in seinem Wohnblock ankommt und findet, dass er keine Münzen dabei hat, hofft, übers Handy jemand anders im Hause zu mobilisieren, der dann mit dem Lift, der im Runterfahren gratis bleibt, eine Tetri-Münze nach unten schickt. Oder: man wartet, bis ein anderer Hausbewohner nach Hause kommt, und genießt nachbarliche Grosszügigkeit im Mitfahren. Alternde Technik bedingt so ein soziales Zusammenkommen, das gleichsam aus dem politischen Zusammenbruch herauswächst. Khalvashi zeichnet die Parallelen von Erfahrungswissen rund um Überreste sowjetischer Technik und fragile postsozialistische Infrastrukturen, die sich beide in der Verhandlung um die vorausbezahlte Liftfahrt abzeichnen. Die zwei Dimensionen des Reparierens – die zweite Idee des Buches – werden in Hervé Munz' Beitrag zu Schweizer Luxusuhren in China deutlich – auch (oder gerade) Luxusuhren gehen kaputt – und es wird der Frage nachgegangen, wie die Symbolik schweizerischer Qualität auch in einer Reparaturwerkstatt Hongkongs transnational erhalten wird. Hierfür werden zum Beispiel spezielle Ausbildungen durch Schweizer vermittelt, sodass sich zwar das tradierte Reparaturwissen in der globalen Zirkulation sicher lokalisiert, aber symbolisch erhärtet sich, gerade ausserhalb ihrer Herkunft, die «Schweizer Qualität». Martin Demant Frederiksen porträtiert ein zerfallendes Haus in Plovdiv, Bulgarien – einer Stadt, die er insgesamt eine Stadt

der Ruinen nennt. Sein Beitrag illustriert den dritten Aspekt: hier wird nicht zuletzt durch das Kulturerberegime alles, was nicht durch diesen Blick «gerettet» wird, «verlassen und negiert» und illustriert die Kette von Ruine zu Baufall zu Zerfall. Die vierte Idee manifestiert sich in Aylin Yildirim Tschoepes Beitrag zu *dirtscapes*. Sie untersucht Abfall und Abfallsammler in Istanbul, analysiert auf historischem Hintergrund das gegenwärtige Bild von Wert- und Identitätszuordnungen und Unterordnungen. Dennoch erkennt sie in den Taktiken und Wissensbeständen, die sich Akteure in diesem Feld aneignen, tiefe Kenntnisse zur urbanen Umwelt, die aus der Landschaft des Mülls herausführen könnten.

Die dazwischengeschobenen Snapshots eröffnen viele unerwartete Blicke, auch auf bisher unbeachtete Phänomene. Magdalena Crâciun schildert die junge Rumänin Bianca, die sehr viel Zeit in die Entfernung von Fusseln von ihren eher billigen Kleidern investiert – ein Versuch, die Kleidung so zu erhalten, dass sie öffentlich präsentierbar bleibt. Aber die Resultate dieser ästhetischen Bemühung sind unvorhersehbar und oft enttäuschend, analog zu den Gefühlen der Scham und Abgeschlagenheit, die sie im sozialen Kontext des postsozialistischen Alltags empfindet. Mirja Busch und Ignacio Farías erschaffen und visualisieren ein Pfützenarchiv, mit welchem sie die Grenzen modernen Designs vis-à-vis geologischen Kräften ausleuchten, deren Spiegelkraft überraschende Bildlichkeiten hervorzaubert und deren Substanz zu Lebensraum für Mikroben wird. Knaben im Teenageralter in Duschbecken, die von Hand die Busse an Kreuzungen von der Oberleitung abkoppeln und nach dem Überqueren der Kreuzung wieder befestigen, werden von Wladimir Sgibnev skizziert. Hier ist es die fragile und bei aller Wendigkeit gefährliche Zusammenarbeit von Mensch und Technik, die in der Hauptstadt Tadschikistans aus Fehl-

investitionen in eine zu grosse, aber nicht fahrtüchtige Busflotte resultierte. Diese und viele weitere Blicke auf Unerwartetes, wenig Beachtetes oder neu aus der Perspektive des Reparierens Betrachtetes lassen einen aufmerken und Zusammenhänge erkennen zwischen privaten Situationen der anpassenden Aneignung, Nischen des Flickens und Verbesserns sowie Anstrengungen der Nutzbarmachung. In seinem lose Verbindungen zwischen den Beiträgen schaffenden Epilog erinnert Patrick Laviolette an Elisabeth Spelmans *homo reparans*, eine Figur, die, allerdings spezieübergreifend, für die Gegenwart steht.

Viele der Autor_innen sind keine *native speakers* des Englischen; sie kommen aus Rumänien, Georgien, Norwegen, Polen, Spanien, Estland und weiteren Ländern oder unterrichten oder forschen zumindest gerade dort. Es ist ihnen dafür zu danken, dass sie sich in einer *lingua franca* für eine Schärfung unserer Wahrnehmung einsetzen. Die Anstrengung, die das Reparieren des Materiellen gleichermassen wie des Sozialen einfordert, lässt sich – und dies wird hier vielstimmig deutlich gemacht – sprachlich und visuell einfallsreich aufgreifen und unterstützen.

REGINA F. BENDIX

Neumann, Siegfried: Erzählwelten. Fakten und Fiktionen im mündlichen und literarischen Erzählen. Beiträge zur volkskundlichen Erzählforschung.

Münster: Waxmann, 2018 (Rostocker Beiträge zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 8), 205 S., Ill.

Der Autor stellte für den achten Band der Rostocker Beiträge zur Volkskunde und Kulturgeschichte eine Reihe älterer Beiträge zusammen, die er so überarbeitete, dass sie nicht einfach nur aktualisiert wurden, sondern als neue Beiträge gelten können. Die Themen mögen bekannt sein, doch geht es um den neuesten Stand der

Forschung. Dabei steht im Mittelpunkt aller Beiträge die heikle Frage, ob die in Vorpommern und in Mecklenburg existierenden Märchen, Sagen und Schwänke ursprünglich mündlich erzählt und später schriftlich fixiert wurden oder aber ob sich schriftlich Festgehaltenes später mündlich verbreitete und zum berühmten «Volksmund» wurde. Nimmt man Chronikberichte als Ausgangstexte hinzu, ist auch ein dreifacher Schritt denkbar: schriftlich – mündlich – schriftlich. Die ältere volkskundliche Forschung ging noch davon aus, dass selbst Chroniken, die sich auf sagenumwobene Orte bezogen, ursprünglich mündlich verbreitet waren. Umgekehrt ist Literarisches aus dem Mittelalter Allgemeingut und Teil der Unterhaltung auf dem Dorfe geworden. Im Spätmittelalter und dann vor allem seit der Aufklärung entstanden umfangreiche Sammelhandschriften und Sammeldrucke, die Bestehendes verschriftlichten, aber selber Ausgangspunkt für neue Varianten, Ausformungen und Fabulierkünste wurden. Letztlich entscheidet nur eine genaue Analyse der jeweiligen Sachlage, wie das Verhältnis von schriftlich und mündlich ausgesehen haben könnte. Dank dem Archiv von «Volksprofessor» Richard Wossidlo ist das Sammeln von authentischen, mündlich tradierten Erzählungen in den Fokus des wissenschaftlichen Interesses gerückt, und die Plattdeutsch sprechenden einheimischen Erzähler/-innen werden genau charakterisiert und gewürdigt.

Im Folgenden soll auf die einzelnen Beiträge eingegangen werden. Es sei vorweggenommen, dass die Anordnung der sieben Beiträge sehr sorgfältig geplant wurde: Auf zwei weithin bekannte Größen (ein Ort und eine Person) folgen zwei Beiträge, die sich ganz speziell mit Erzählern/-innen und ihrem Weltbild befassen; sie sind in Bezug auf die aktuelle Forschungslage und ihre Fragestellungen die beiden wichtigsten Beiträge von *Erzähl-*

welten. Es folgen drei Beiträge, die mit den Namen von drei Autoren verknüpft sind, die sich einen Namen als Schriftsteller, die auf Plattdeutsch schrieben, gemacht haben.

Der erste Beitrag heisst «Der Mythos Vineta». Im 8. Jahrhundert n. Chr., in der Wendenzeit, ging eine wichtige Handelsstadt unter. Den Anfang der Sage machen in diesem Fall Chroniken, die von einem befestigten Hafen und einer Burg sprechen, ohne allerdings den Standort genau zu bezeichnen. Es liegt nahe, ein Stück Küste anzunehmen, das durch Unwetter oder Meeresströmung überflutet wurde und abbrach. Drei Ortschaften machen sich den Standort streitig, doch ist am wahrscheinlichsten, dass die Stadt der Insel Usedom vorgelagert war. Der Beitrag zählt die verschiedenen Möglichkeiten auf, welche die Fischer – und etliche Autoren/-innen – sich vorstellten, wie die versunkene Stadt wieder zum Leben erweckt werden könnte. Die Hoffnung stirbt zuletzt. Aber dass es einst eine grosse Handelsstadt an der Ostsee gab, ist aufgrund der Handelswege vom Mittelmeer über das alte Russland bis nach Skandinavien sehr wahrscheinlich. Der Begriff des Mythos ist hier nicht gemäss der Definition von André Jolles (*Einfache Formen*, 1930) verwendet, sondern eine Steigerung des Begriffs der Sage, der in diesem Fall als zu klein, zu bescheiden, vielleicht auch zu historisch, zu realistisch empfunden wurde.

Der zweite Beitrag heisst «Friedrich II. von Preussen – Person und Legende». In Norddeutschland galt der Preussenkönig als Held. Unzählige Anekdoten flogen von Mund zu Mund. Seine gewinnenden und volkstümlichen Züge täuschten darüber hinweg, dass er widersprüchlich, ironisch und machtbewusst war. Im Militär verlangte er härteste Disziplin. Aber bis zum Ersten Weltkrieg war er ein Vorbild für einen erfolgreichen und gerechten Monarchen. Es entstanden Sammelbände mit den bekanntesten Anekdoten, die oft

das Wunderbare streifen, und diese Sammlungen erzeugten wieder neue Varianten. Sicher war der Geschichtsunterricht in der Schule eine Hilfe bei der Einordnung der kriegerischen Taten der Preussen. Doch die einfachen Leute vermischten die Jahrhunderte, und oft sprachen sie vom alten Fritz, als lebte er noch. Damit kommen wir zu den beiden folgenden Beiträgen: «Historische Sagen und «volkstümliches Geschichtsbewusstsein»» und «Alltagsreflexion und Weltsicht in Sagen, Märchen und Schwänken». Neumann beruft sich auf Richard Wossidlo und sammelt selber authentische Aufzeichnungen von Sagen und Schwänken. Er begrüsst die seit Wossidlo selbstverständliche Praxis, dass nicht nur der Inhalt der Erzählungen festgehalten wird, sondern auch die Umstände, Ort und Zeit, Gesprächssituation und der Name des Erzählers/der Erzählerin. So entstehen farbige, eingängige Erzähler/-innenporträts. Dabei stellt der Autor fest, dass die Erzähler/-innen in unterschiedlichem Masse tatsächlich an den Inhalt des Erzählten glauben, zum Beispiel an die Unterwelt, an Tiere, die Unglück bringen und an Gespenster. Interessant ist auch die Feststellung, dass Schwänke so beliebt sind, weil in ihnen die kleinen Leute gewinnen und ihren Herren die Misshandlungen heimzahlen, die sie in der Realität jahrhundertlang erleiden mussten.

Es folgen nun die Beiträge, welche drei Künstler vorstellen, die Plattdeutsch schrieben und damit literarischen Ruhm errangen. Der fünfte Beitrag heisst «Philipp Otto Runge und seine Märchen». Runge war vielseitig begabt und machte sich vor allem als Maler einen Namen. Aber er war auch literarisch interessiert. Er gehörte zum Freundeskreis der Romantiker Ludwig Tieck, Clemens Brentano und Achim von Arnim. (Die weiblichen Mitglieder dieses Kreises, Dorothea Tieck, verheiratet mit August Wilhelm Schlegel, und Bettina Brentano, verheiratet mit Achim von

Arnim, werden nicht erwähnt.) Runge notierte die beiden berühmt gewordenen Märchen *Vom Fischer und seiner Frau* und *Von dem Machandelboom* und formte sie literarisch aus. Der Artikel zeigt sehr schön, wie die beiden Märchen in die *Kinder- und Hausmärchen* der Brüder Grimm gelangten, allerdings in mehrfach überarbeiteter Form. Das Märchen *Von dem Machandelboom* fand davor in *Faust I* Eingang: Johann Wolfgang von Goethe hat es nicht von Runge übernommen, da er es – wahrscheinlich durch seine Mutter – bereits kannte. Man kann davon ausgehen, dass die literarische Bearbeitung der beiden Märchen ihren Bekanntheitsgrad und ihre Beliebtheit positiv beeinflusste.

Der sechste Beitrag heisst «Ernst Moritz Arndt und seine «Mährchen und Jugenderinnerungen»». Arndt wuchs mit seinen Brüdern auf Rügen auf, wo sein Vater mehrere Landgüter gepachtet hatte. Eine Schule gab es nicht, sodass Hauslehrer den Unterricht übernahmen. Doch die eigentlichen Lehrer waren die Knechte und Arbeiter auf den Gütern. In den Pausen, aber vor allem abends und am Wochenende erzählten sie nach Herzenslust. Es ist interessant zu lesen, dass Ernst den frommen Erzähler Johann Geese besonders schätzte, während sein etwas jüngerer Bruder Fritz den oft unbequemen Erzähler Jochen Eigen bevorzugte. So unterschiedlich die Erzähler (beides sehr arme Katenmänner) charakterlich waren, so unterschiedlich war auch die Berufswahl der beiden Brüder: Ernst studierte protestantische Theologie und wurde Professor in Bonn, Fritz wurde Anwalt. Er besass einen schwarzen Pudel und lachte nur über den Aberglauben, der in ihm den Teufel sah (vgl. hierzu auch Goethes *Faust I*). Ernst Moritz Arndts Lebensweg verlief aber nicht geradlinig, denn er verlor seine Professur in Bonn und wurde erst spät rehabilitiert. Der Grund für die Unterbrechung waren seine Flugblätter, die 1812 zum Kampf gegen Napoleon

aufriefen, und später, im Vormärz, seine politischen Schriften. Immerhin wurde er nie verhaftet. In der Zeit ohne Professur wandte er sich den Erinnerungen zu, die seine Jugend nachhaltig geprägt hatten. Er schrieb in Plattdeutsch und charakterisierte viele seiner Erzähler, von denen der Statthalter und Grossknecht Hinrich Vierk die eindrucklichste Gestalt ist. Arndts Jugenderinnerungen erinnern an das viel später in Ungarn entstandene Werk von Gyula Illyés: *A puszta népe* (1936) (*Das Pusztafolk. Roman einer Kaste*, 1947 und 1985 in deutscher Übersetzung erschienen; erneut 1999 als *Die Puszta*). Arndt reagiert auf die soziologisch relevanten Aspekte der Inhalte, aber vor allem der Erzähler. Man spürt den engagierten Journalisten. Er galt lange nicht als Literat. Heute ist seine Werktreue ein Plus und setzt ihn gegen die Brüder Grimm positiv ab. Die Forschung sucht heute einen anderen Zugang, und das kommt Ernst Moritz Arndt zugute.

Der siebte und letzte Beitrag heisst «Fritz Reuters Weg vom mündlichen zum literarischen Erzähler». Reuters Weg zu seinen Romanen in Plattdeutsch war lang und beschwerlich. Sein Vater wollte, dass er Jura studierte. Die Stammtischrunden mit den vielen Erzählungen, denen Reuter fasziniert zuhörte und die er selber zum Besten gab, waren ihm wichtiger. Er versuchte sich als Landwirt, gab diese Zukunftsvorstellung aber auf, als ihm bewusst wurde, dass er sich nie ein Gut würde kaufen können. Er wurde Privatlehrer und begann zu schreiben. Sein Meisterstück ist der auf Plattdeutsch verfasste Roman *Stromtid*. Er geht auf seine Lebenserinnerungen zurück. Reuter war jahrelang in Haft gewesen wegen politischer Umtriebe, und sein Humor half ihm durch diese düsteren Jahre. Er schrieb viele Romane und gilt als wichtigster plattdeutscher Autor. Dabei kamen ihm seine Begegnungen mit Erzählern aus dem einfachen Volk sehr entgegen. Seine «Sagte-Sprichwörter» bringen so manche

Szene auf den Punkt und verleihen seinen Geschichten eine Dynamik, die ihre Popularität ausmacht.

Siegfried Neumanns *Erzählwelten* ist anspruchsvoll. Der Autor formuliert vorsichtig, mit Vorbehalten und Einschüben. Er zeigt den aktuellen Forschungsstand auf, lässt aber im Grunde offen, ob in Zukunft nicht neue Erkenntnisse wieder neue Standpunkte ermöglichen oder nötig machen. Hier spricht der erfahrene Volkskundler. Neben der Volkskunde kommt auch die Germanistik zum Zuge, und das ist durchaus ein Vergnügen.

PAULA KÜNG-HEFTI

Stahel, Urs und Miriam Wiesel (Hg.):

Walter Keller – Beruf: Verleger.

Zürich: Edition Patrick Frey, 2019, 431 S., Ill.

Mit *Walter Keller – Beruf: Verleger* liegt eine Hommage an einen umtriebigen Mann, der seine akademischen Wurzeln in der Zürcher Volkskunde der 1970er-Jahre hatte, vor. Wann gibt es denn so etwas? Da macht es auch nichts, dass sich die Besprechung des Buches fast schon erübrigt, da im Herbst sowohl der *Tages-Anzeiger* als auch die *Neue Zürcher Zeitung* das Buch respektive diese Hommage an Walter Keller (1948–2014) ausführlich gefeiert haben.

Auf mehr als 400 Seiten wird der Werdegang Kellers von der Zeitschrift *Der Alltag* (1978) über *Parkett* (1984) bis hin zur Gründung des Scalo Verlags (1991) mit Galerie und Buchladen (bis 2006) nachgezeichnet, und er wird als Ausstellungsmacher und Mitbegründer des Fotomuseums Winterthur (1993) gewürdigt. Das Buch gewinnt sehr durch die umfangreiche und originale Wiedergabe zahlreicher Inhalte, Reportagen und Titelblätter der Zeitschriften, was einem beim Schmökern erlaubt, die damalige Ästhetik und den Zeitgeist zu empfinden. So sind beispielsweise sämtliche Titelbilder des

Alltag abgebildet (S. 210–213). Unterbrochen werden diese eher «dokumentarisch» zu nennenden Teile durch kurze, prägnante Ausführungen von Weggenossen und Weggenossinnen, die auf unterschiedliche Weise an Keller erinnern, so Niklaus Wyss, der 1978 gemeinsam mit Keller den *Alltag* gründete. Wyss berichtet in Tagebuchaufzeichnungen von den ersten Begegnungen mit «Möfi» (ein Übername Kellers).¹

Da mir scheint, dass für ein an «volkskundlichen» Themen interessiertes Publikum besonders der *Alltag* von Interesse sein mag und diese Zeitschrift als in der Tendenz unterforscht gilt,² möchte ich nun noch die Hinweise zur Entstehung dieser Zeitschrift zusammentragen, um so Ausrichtung und Tendenzen der Zeitschrift etwas besser kontextualisieren zu können. Joachim Sieber rollt die Entstehungsgeschichte des *Alltags* auf. So auch dass die Zeitschrift erst – als Hommage an Kellers und Wyss' gemeinsamen akademischen Lehrer Arnold Niederer – *Arnold* hätte heissen sollen (S. 115). Das Ziel der Zeitschrift war, einen «Ausschnitt aus dem Alltag» (ebd., zitiert nach Keller/Wyss 1982) zu zeigen. Wie Martin Heller in seiner Reminiszenz zu Keller über den *Alltag* sagt, fungierte diese als «Magnet [...] für alle, die

der Volkskunde eine lebendige Gegenwart abgewinnen wollten» (S. 227).

Auch die frühen Fotografien, die in ihrer strengen Schwarz-Weiss-Gestaltung im Gegensatz zum aufkommenden Trend zur Farbfotografie seit der Mitte der 1970er-Jahre stehen, können als Versuch gesehen werden, den Alltag einzufangen. Keller und Wyss sahen ihre Zeitschrift wohl als eine Art Gegengewicht zu Fotomagazinen wie *Geo* oder *Du*, dessen Chefredaktor Keller 2008 doch für ein knappes Jahr sein sollte.

Nach dem Zerwürfnis von Keller und Wyss verliess Letzterer die Zeitschrift und der *Alltag* wurde nun von Keller verantwortet. Die Fotografie nahm in der Folge an Bedeutung zu durch die vermehrte Einbindung von Urs Stahel. So gewannen Fotografie und Fotoreportagen deutlich an Gewicht, wobei der Fokus auf der Alltagsfotografie lag. Daneben gab es aber auch Auftragsarbeiten oder Fotocollagen wie die des polnischen Fotografen Zbigniew Stoklosa, «die den Breslauer Alltag und die Wünsche und Nöte der Bevölkerung gekonnt einfingen» (S. 118) und damit auf der Linie der Abbildung des Alltags waren, die die Zeitschrift verfolgte. Daneben fand zusehends auch «künstlerische Fotografie» (S. 119) Eingang. Die Hinwendung zur Fotografie manifestiert sich 1984 auch in der gemeinsam mit Bice Curiger und Urs Stahel gegründeten Zeitschrift *Parkett*, die eine deutlich andere Ästhetik propagierte und auch farbiger daher kam als der *Alltag* (vgl. S. 234–237). Ab 1987 wurden mit der Eröffnung eines weiteren Büros in Frankfurt für *Parkett* wie *Alltag* vermehrt international tätige Fotografen engagiert.

Der Alltag erschien ungefähr alle drei Monate, zu Beginn betrug die Auflage zwischen 1000 und 3500 Exemplaren, woraus dennoch eine breite Rezeption im deutschsprachigen Raum resultierte. *Der Alltag* ist ein Kind seiner Entstehungszeit, geprägt von «gesellschaftskritischen Forderungen und utopischen Ideen auf die

- 1 Der Text ist bereits 2017 auf Wyss' Blog erschienen, nikolauswyss.blogspot.com/2017/04/walter-keller-der-strategische-tabu.html, 25. 2. 2020.
- 2 Vgl. Tanner, Jakob: Historische Anthropologie zur Einführung. Hamburg, Junius, 2004, S. 102, 234; Fehlmann, Meret; Gallati, Mischa: Fachgeschichte aus dem Erdgeschoss. Eine (vielleicht) andere Geschichte des Volkskundlichen Seminars der Universität Zürich (1967–1983). In: Sabine Eggmann, Birgit Johler, Konrad J. Kuhn, Magdalena Puchberger (Hg.): Orientieren & Positionieren, Anknüpfen & Weitermachen. Wissensgeschichte der Volkskunde/Kulturwissenschaft in Europa nach 1945. Münster, New York: Waxmann, 2019 (culture [kylty:r]. Schweizer Beiträge zur Kulturwissenschaft, 9), S. 271–289.

politischen und wirtschaftlichen Realitäten» (S. 120), und er ist Ausdruck eines sich verändernden Faches – unseres Faches –, das ab den 1970er-Jahren eine konsequente Orientierung nach aussen, hin zu den Leuten, ihrem Leben und Alltag pflegte.

MERET FEHLMANN

Eingesandte Bücher

- BALLENBERG (Hg.): Ballenberg. Sichtweisen auf das Freilichtmuseum der Schweiz. Bern: Haupt, 2019, 197 S., Ill.
- BAUER, Katrin, Dagmar HÄNEL und Thomas LESSMANN (Hg.): Alltag Sammeln. Perspektiven und Potentiale volkskundlicher Sammlungsbestände. Münster: Waxmann, 2020, 300 S.
- BELLWALD, Werner und VEREIN KULTURLANDSCHAFT MÜNSTER-GECHINEN (Hg.): Münster-Gechinen. Gebäude und Geschichte: Zwei Siedlungen im Goms (Wallis/Schweiz) und ihre spätmittelalterlichen Bauten. Münster-Gechinen: Verein Kulturlandschaft Münster-Gechinen, 2019, 288 S., Ill.
- BLUME, Judith: Wissen und Konsum. Eine Geschichte des Sammelbildalbums 1860–1952. Diss. Frankfurt 2018. Göttingen: Wallstein, 2019, 422 S., Ill.
- CHAMAYOU, Grégoire: Die unregierbare Gesellschaft: Eine Genealogie des autoritären Liberalismus. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2019, 496 S.
- DANY, Hans-Christian: MA-1. Mode und Uniform. Hamburg: Nautilus, 2018 (Nautilus Flugschrift), 192 S., Ill.
- DORNHÖFER, Julia: Sterben? Mit Sicherheit! Die Patientenverfügung und die Konstituierung eines Präventiven Selbst. Masterarbeit Freiburg 2018. Münster: Waxmann, 2019 (Freiburger Studien zur Kulturanthropologie, Sonderband, 3), 118 S.
- EGGMANN, Sabine, Birgit JOHLER, Konrad J. KUHN und Magdalena PUCHBERGER (Hg.): Orientieren & Positionieren, Anknüpfen & Weitermachen. Wissensgeschichte der Volkskunde/Kulturwissenschaft in Europa nach 1945. Münster: Waxmann, 2019 (culture [kylty:r]. Schweizer Beiträge zur Kulturwissenschaft, 9), 435 S.
- ECKERT, Anna und Brigitta SCHMIDT-LAUBER und Georg WOLFMAYR: Aushandlungen städtischer Grösse. Mittelstadt leben, erzählen, vermarkten. Köln: Böhlau, 2020 (Ethnographie des Alltags, 6), 271 S.
- GEORGET, Jean-Louis, Christine HÄMMERLING, Richard KUBA und Bernhard TSCHOFEN (Hg.): Wissensmedien des Raums. Interdisziplinäre Perspektiven. Zürich: Chronos, 2020 (Zürcher Beiträge zur Alltagskultur, 23), 280 S., Ill.
- GROTH, Stefan und Christian RITTER (Hg.): Zusammenarbeiten. Praktiken der Koordination und Kooperation in kollaborativen Prozessen. Bielefeld: transcript, 2019, 374 S.
- HAZOD, Thassilo: Familienbilder. Aushandlung von Familie in Foto-Interviews mit Wiener Romnija und Roma. Wien: Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie (Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde der Universität Wien, 48), 231 S., Ill.
- HECK, Birgit (Bearb.): Badische Landestrachten. Dargestellt und beschrieben durch den Maler Rudolf Gleichauf in den Jahren 1861 bis 1869. Ubstadt-Weiher: Verlag Regionalkultur, 2019 (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg), 152 S., Ill.
- HINRICHSSEN, Jan und Monique SCHEER (Hg.): Forme[l]n des guten Lebens. Ethnografische Erkundungen alltäglicher Aushandlungen von Glück und Moral. Tübingen: TVV, 2020, 267 S., Ill.
- HOFFMANN, David MARC, und Nana BADENBERGER (Hg.): Foto Hoffmann. Drei Generationen Basler Fotografen. Basel: Merian, 2019, 424 S., Ill.
- HOLZEN, Aleta-Amirée von: Maskierte Helden. Zur Doppelidentität in Pulp-Novels und Superheldencomics. Diss. Zürich 2018. Zürich: Chronos, 2019

- (Populäre Literaturen und Medien, 13), 417 S., Ill.
- IMERI, Sabine: Wissenschaft in Netzwerken. Volkskundliche Arbeit in Berlin um 1900. Diss. Universität Berlin 2015. Berlin: Panama, 2019, 424 S.
- KERN, Peter: Die Angestellten zwischen Büroalltag und Fluchtphantasie. Münster: Westfälisches Dampfboot, 2019, 150 S.
- LA ROCHE, Emanuel: Im Dorf vor der Stadt. Die Baugenossenschaft Neubühl 1929–2000. Zürich: Chronos, 2019, 392 S., Ill.
- MARSEL, Mateja: Schmerz. Macht. Lust. Das diskursive Spannungsfeld des BDSM. Masterarbeit Graz. Weimar: Jonas Verlag, 2020 (Grazer Beiträge zur Europäische Ethnologie, 25), 84 S.
- MARTÍNEZ, FRANCISCO, und Patrick LAVIOLETTE (Hg.): Repair, Brokenness, Breakthrough. Ethnographic Responses. New York: Berghahn, 2019, 340 S., Ill.
- NAEF, Raymond und Christian KOLLER (Hg.): Chronist der sozialen Schweiz. Fotografien von Ernst Koehli 1933–1953. Baden: hier + jetzt, 2019, 272 S., Ill.
- OHMANA, Manfred, Johanna ROLSHOVEN und Franziska HEDERER (Hg.): Das Wunderbare und das Nützliche – Das Feste und das Bewegliche. Mobilitäten in der Architektur. Weimar: Jonas Verlag, 2019. (Cultural Anthropology Meets Architecture, 3), 164 S., Ill.
- PÖGE-ALDER, Kathrin, und Harm-Peer ZIMMERMANN (Hg.): Numinoses Erzählen. Das Andere – das Jenseitige – das Zaubersche. Halle: Volkskundliche Kommission für Sachsen-Anhalt, 2019 (Beiträge zur Volkskunde in Sachsen-Anhalt, 5), 294 S., Ill.
- RODENHAUSEN, Helmut W.: Holzkohle. Vom schwarzen Gold zur Glut im Grill. Bern: Haupt, 2019, 360 S., Ill.
- SANDNER, Daniela: Konstruierte Männlichkeit. Hygienische Reformliteratur, Prosatexte und Ego-Dokumente im Wilhelminismus und in der Weimarer Republik. Würzburg: Verlag der Bayerischen Blätter für Volkskunde, 2019 (Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 106), 383 S.
- SCHEER, Monique und Pamela A. KLASSEN (Hg.): Der Unterschied, den Weihnachten macht. Differenz und Zugehörigkeit in multikulturellen Gesellschaften. Tübingen: TVV, 2019, 324 S., Ill.
- SCHERER, Heini: Masken. Zürich: NZZ Libro, 2019, 3 Bände, Ill.
- SCHLOSSVEREIN SCHWARZENBURG UND REGIONAL-MUSEUM SCHWARZWASSER (Hg.): Photo Zbinden. Drei Generationen Fotografie in Schwarzenburg 1916–2016. Bern: Stämpfli, 2019, 175 S., Ill.
- SCHOLZE-IRRLITZ, Lenore: Paradigma «Ländliche Gesellschaft». Ethnographische Skizzen zur Wissensgeschichte bis ins 21. Jahrhundert. Münster: Waxmann, 2019, 264 S.
- WATZLAWIK, Jan C.: Gegenstände. Zur materiellen Kultur des Protests. Berlin: Kadmos, 2018 (Kaleidogramme, 168), 180 S.
- WILD, Roman: Auf Schritt und Tritt. Der Schweizer Schuhmarkt 1918–1948. Diss. Zürich 2017. Zürich: NZZ Libro, 2019, 475 S., Ill.

Stand 31. Januar 2020